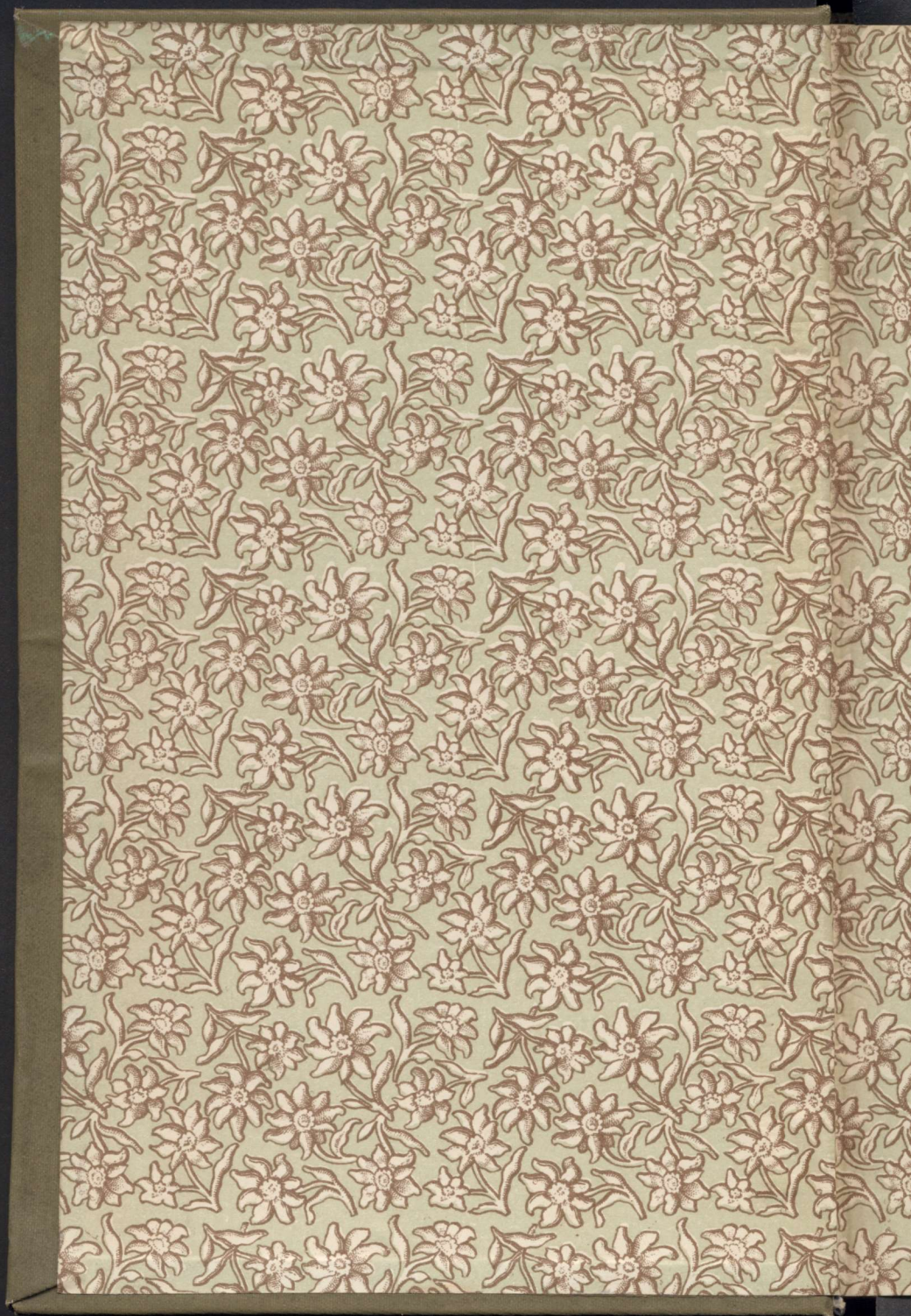


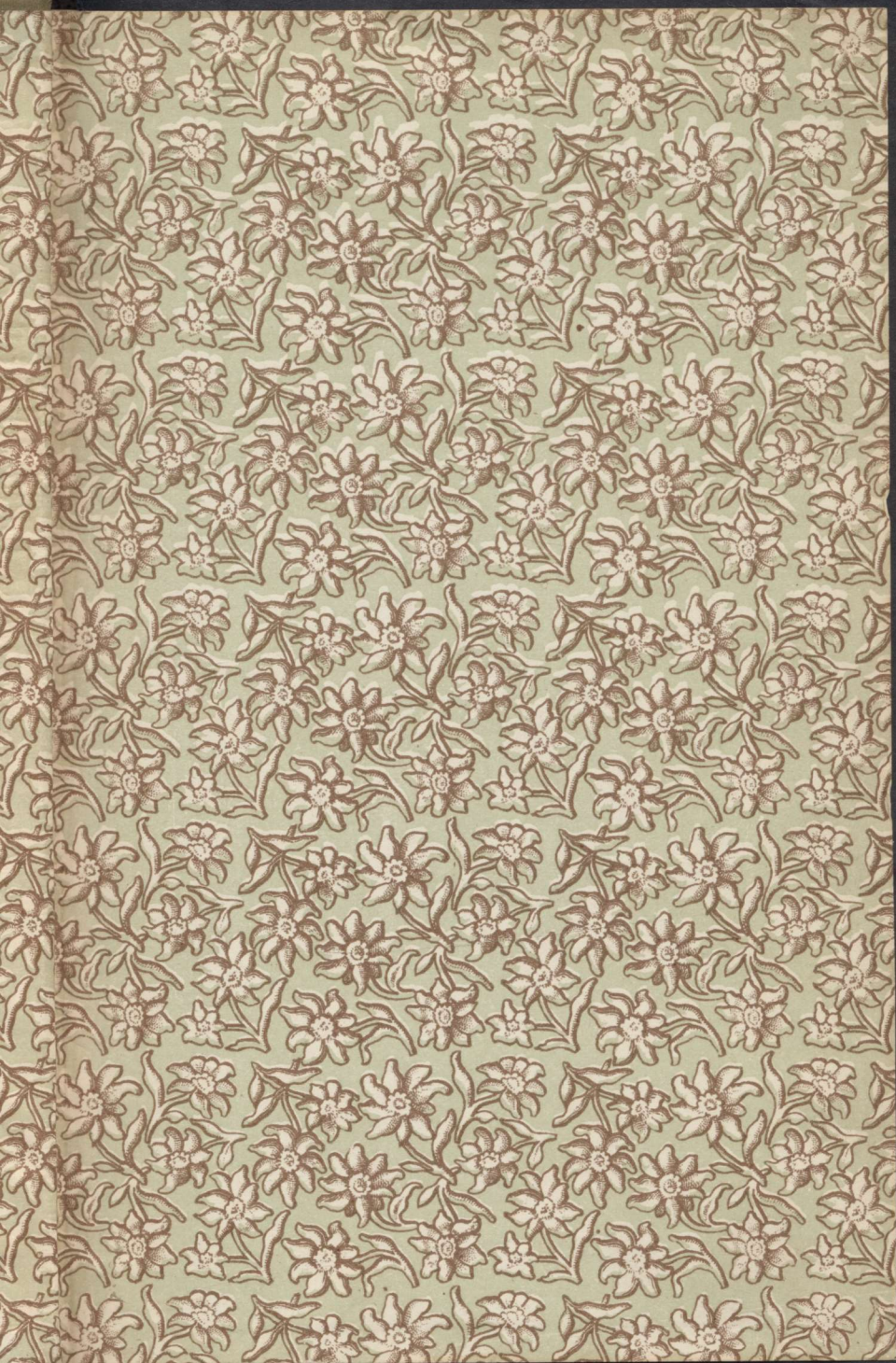
M
.....
54779
.....
OSZK



WILLY
ANNIES
GESTÄNDNISSE







6th

Annies Geständnisse

Von Willy und Colette Willy sind im Verlage
G. Grimm in Budapest erschienen:

Claudines Schuljahre	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Claudine in Paris	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Claudines Ehe	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Claudine geht	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Die Geliebte des Prinzen Jean	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Minna	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Minnas Eheirungen	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Prinzenspiele	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Suzette will mich verlassen!	2 Kr. 40 H. = 2 Mark

Annies Geständnisse

Von

Colette Willy

□ □

(Fortsetzung der Claudine-Bücher)

□ □

Autorisierte Übersetzung

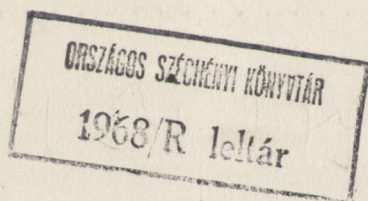


Budapest

Verlag von G. Grimm

1907

M 54.779



Druck der Buchdruckerei „József“, Budapest.

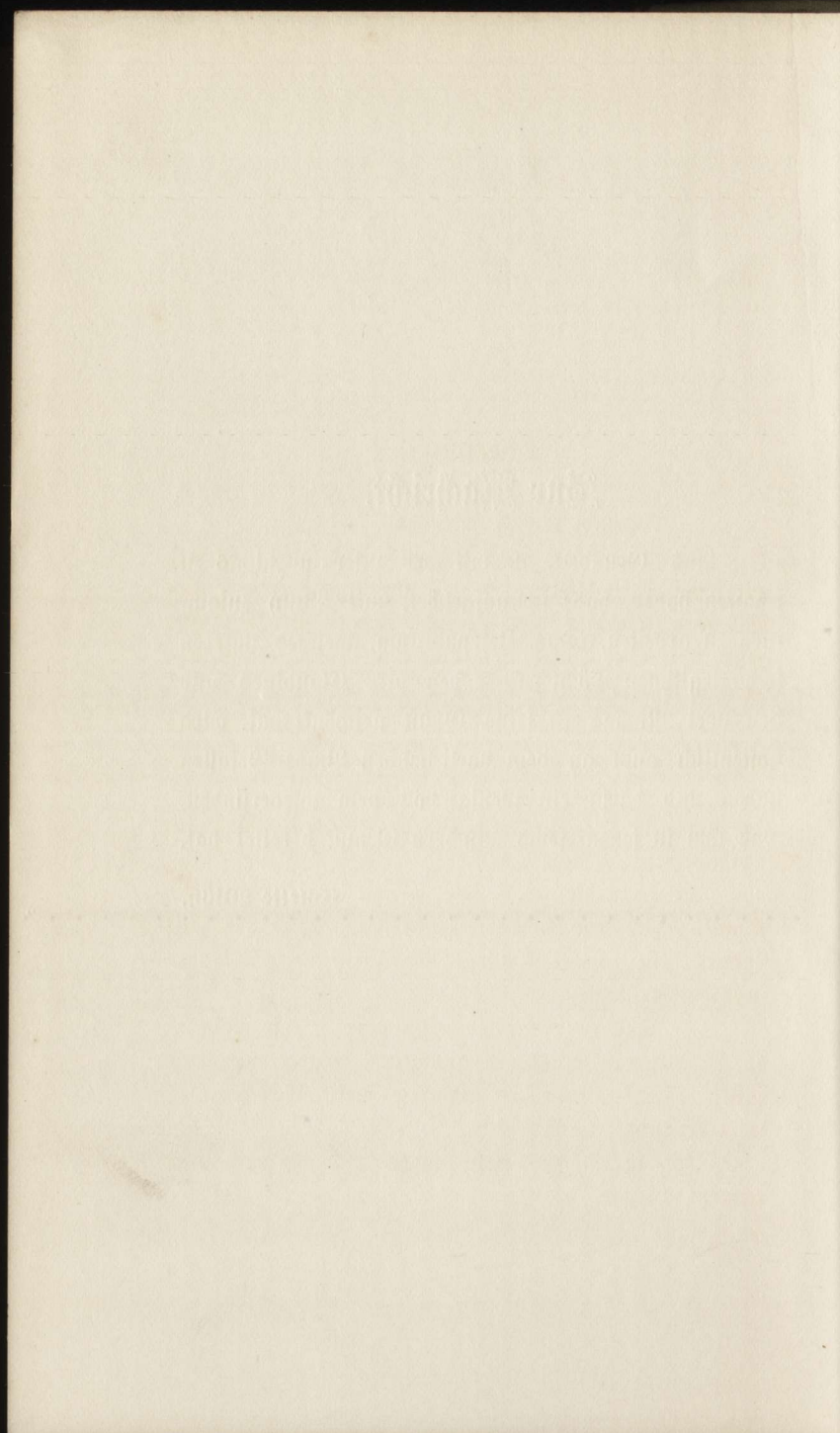


Zur Nachricht.

Aus Gründen, die mit der Literatur nichts zu schaffen haben, habe ich aufgehört, mit Willy zusammen zu arbeiten. Das Lesepublikum, welches unseren sechs legitimen Töchtern — den vier Claudines und den zwei Minnas — seine Gunst geschenkt hat, wird hoffentlich auch an dem vorliegenden Buche Gefallen haben und darin ein wenig von dem wiederfinden, was ihm in jenen sechs Büchern Genuß bereitet hat.

Colette Willy.





Vorwort.

— Renaud, wissen Sie, was das ist?

Er wendet sich halb um und läßt seine Zeitung auf seine Kniee gleiten; seine ausgestreckte linke Hand hält eine Zigarette, den kleinen Finger in die Höhe gestreckt, in der Weise, wie eine feine Dame ein Sandwich halten würde . . .

— Ach, Renaud, behalten Sie eine Minute diese Pose! Es ist diejenige des „vornehmen Literaten“, so wie seine neueste Photographie in „Femina“ ihn darstellt . . . Doch raten Sie einmal, was ich da habe?

Er betrachtet von der Ferne mit gerunzelten Augenbrauen den kleinen Fegen, den ich in der Luft flattern lasse, einen kleinen, vergilbten Lappen, kaum zwei Finger breit.

— Das ist ein altes „Püppchen“, mit welchem du dir einmal einen beschädigten Finger umwickelt hast . . . denke ich. Wirf das weg, mein Mädchen . . . es sieht recht schmutzig aus.

Ich lache jetzt nicht mehr und nähere mich meinem Manne.

— Es ist nicht schmutzig, Renaud, es ist nur alt. Schau es nur näher an . . . Es ist die Achsel-
schleife von Resis Hemd . . .

— Ach!

Er hat sich nicht gerührt, aber ich kenne ihn sehr wohl! Sein fast weißer Schnurrbart hat kaum merklich gezittert und seine jugendlichen Augen, die schwarzblau sind wie ein tiefer See, sind noch schwärzer geworden . . . Wie lieblich ist mir seine Erregtheit und welcher Stolz ist es jedesmal für mich zu wissen, daß eine einzige meiner Bewegungen das dunkle Wasser dieses Blickes bis auf den Grund aufzurühren vermag!

— Jawohl, die Achsel-schleife von Resis Hemde, wiederhole ich. Erinnern Sie sich, Renaud?

Die Asche seiner Zigarette fällt auf den schweren Teppich.

— Warum hast du diese Schleife aufbewahrt? fragte er, ohne mir zu antworten.

— Ich weiß es nicht . . . Mißfällt es Ihnen?

— Sehr. Du weißt wohl . . .

Er senkt die Augenlider, wie es seine Gewohnheit ist, wenn er die Wahrheit sprechen will:

— Du weißt wohl, daß ich mein ganzes Herz darauf gesetzt habe, diese zwischen uns bestehende Er-
innerung zu zerstören.

— Ich nicht, Renaud! Ich nicht . . .

Er ist nahe daran zu leiden . . . Ich eile zu

ihm und sage mit lebhafter Stimme und lebhafter Bewegung:

— Verstehen Sie mich doch, Liebster! Ich habe Ihnen keinen Gedanken zu verheimlichen. Erfahren Sie, weshalb ich diesen Lappen behalten habe; schauen Sie, wo und in welcher Gesellschaft ich ihn aufbewahrt habe.

Ich setze mich nieder, stelle mein Schubfach auf meine Kniee.

— Da ein altes Schulschreibheft, da ein Briefumschlag, in welchem ich bei dem Verlassenen Montignys die Blättchen einer Rose sammelte. Hier die kleine Börse von gelber und blauer Seide, welche Luce für mich gestickt hat . . . Da ein Telegramm von Ihnen . . . Photographien vom Theater in Bayreuth, eine kleine vertrocknete Eidechse, die ich auf der Erde gefunden habe, ein Hufeisen von meiner schwarzen Stute, die man hat keulen müssen . . . Hier sämtliche Briefe von Annie Samzun, neben Photographien Marcells, die ihn als Mädchenblume darstellen . . . Auch sind einige rote Kiesel vom Wege nach Weimar da, eine Locke von meinen einstigen langen Haaren, zu einem Ring geflochten . . . Und Sie selbst sind da, schauen Sie: diese Augenblicks-Photographie, die man in Monte-Carlo von Ihnen aufgenommen hat und auf welcher Sie bis zur Lächerlichkeit korrekt und elegant sind. Warum hätte ich nicht auch diesen Leinenlappen aufbewahren sollen, den Sie als Verbandzeug bezeichnen? Der Lappen ist da, um uns an eine Minute

unseres egoistischen Lebens zu Zweien zu erinnern, die wir so dumm waren zu glauben, — allerdings nicht lange, — daß man auch zu Dreien glücklich sein kann . . . Lassen Sie mir den Lappen, Renaud! Er mag da bleiben in diesem datumlosen Gewirr, welches unsere Vergangenheit ist! Eine kurze, köstliche und leere Vergangenheit, ein bewegungsvolles Leben von vielbeschäftigten Müßiggängern! Unbekümmert um die Zukunft versenke und spiegle ich mich in diese Vergangenheit, denn ich finde nichts darin — als uns selbst! . . . Resi ist auch — wir. Das war eine etwas mehr gefährliche Bummelei, ein Weg, auf welchem ich nahe daran war Sie zu verlieren, auf welchem Sie meine Hand fahren ließen, Teuerster . . . Ach, wenn Sie wüßten, wie viel ich daran denke! Nennen Sie mich ohne Bitterkeit Ihre „sekhafte Vagabundin“. Mit bitterer Wonne denke ich an meinen Schmerz in jener Zeit, wie man in seinem wohligh warmen Bette an die Kälte draußen denkt, an den Regen, der einem in den Nacken fällt, an eine kotige Vorstadtstraße, mit ächzenden Bäumen besetzt . . . Nehmen Sie mir nicht das kleinste Krümchen unserer Vergangenheit! Fügen Sie vielmehr neue Ringe diesem Schmuck einer Wilden hinzu, welchen ich mir aus Blumen, schillernden Muscheln, Spiegelsstückchen, Diamanten und Amuletten zusammensetze . . .

„Es war kein Platz für dich, mein geliebtes Kind, in diesem laut hallenden und blank gefirnißten Spital, wo jede Oberfläche frostig den Himmel widerspiegelt, nichts als den Himmel, — nichts als den Himmel! Würden deine Augen, mein reizendes Tierchen, dabei nicht ihren beweglichen, goldschimmernden Glanz eingebüßt haben, in welchem stets der Schatten eines Zweigleins zu schaukeln scheint? . . . Überdies ist es verboten! Laß gut sein! . . . Lies diese Zeilen, ohne daß die Angst die Winkel deines teuren Mundes zusammenziehe und deine kurze Oberlippe hinaufzerre. In meinem Zimmer hängt an der kalten Mauer eine „Vorschrift“, in welcher alle Klammern die Form deiner Oberlippe haben: es ist der einzige Kunstgegenstand, der die Kahlheit dieses Raumes schmückt . . . Laß, mein Kind, deinen alten Mann zwischen den vier Wänden dieser Eiskammer; so werden auch die Fische behandelt, die nicht mehr frisch sind . . .

„Ich habe den Schlaf noch nicht wiedergefunden, Claudine. Die Ärzte wissen nicht warum. Ein sehr sanfter Doktor — so sanft, daß ich den Eindruck habe ein Narr geworden zu sein, den man zu reizen fürchtet — versichert mir, daß diese Schlaflosigkeit

eine sehr normale Sache sei. Sehr normal, sicherlich. Meine schlafende Diana, die du so still, mit der Stirne zwischen den Armen schläfst: hörst du das? Es ist sehr normal, — besonders im Anfang. Warten wir das Ende ab. Von dieser unbedeutenden Sache abgesehen geht alles gut. Worte wie „Ernährungserrscheinungen“, „Verdauungswege“, „Trägheit des Herzens“ (Hörst du, Claudine: Trägheit des Herzens!) fliegen an die glatten Wände meines Zimmers wie schöne Schuppenflügler.

„Schreibe mir. Siehst du, wie deutlich und aufrecht meine Schrift ist? Das ist, weil ich mich befeißige. Tausend Grüße für Annie! Für dich nichts als meine armen müden Arme, da du mir unterst bist . . .

Renaud.“

„Von Marcel habe ich keine Nachrichten. Beschäftige dich ein wenig mit ihm. Er hatte im vorigen Monat beunruhigende Geldbedürfnisse.“

Mit müdem Rücken und offenen Händen sitze ich da. Eine Verlobte, die soeben den Brief ihres zu den Fahnen eingerückten „Landsmannes“ zu Ende gelesen hat, kann nicht trübere Blicke, einen schwereren Kopf haben als ich . . . Renaud ist dort und ich bin da . . . Ich bin da und Renaud ist dort . . . Dieser Gedanke verursacht zwischen dort und hier, zwischen der Schweiz und Casamène ein ermüdendes Hin und Her, das Klirren eines leergehenden Weberschiffchens . . .

Eine leise, schüchterne Stimme hinter mir fragt:

— Sind das gute Nachrichten?

Ich wende mich seufzend um.

— Ja, gute Nachrichten, Annie. Danke.

Sie neigt das Haupt über einen Stickrahmen, eine Art bastische Trommel, mit geblumtem Seidenstoff bespannt. Ihre glatten Haare sind vollkommen schwarz, von einer Schwärze ohne Rot und ohne Blau, von einer Schwärze, die Erstaunen erregt und den Blick befriedigt. Wenn man am hellen Tage die Haare Annies sieht, fühlt man sich zu keinerlei Vergleich versucht, weder mit dem Blau der Schwalbe, noch mit dem Glanze des frisch zerstoßenen Anthrazits, noch mit dem rötlichen Schwarz der Fischotter. Sie sind schwarz . . . wie sie selbst und damit ist alles gesagt. Sie bilden auf ihrem Haupte gleichsam eine glatte, eng sitzende Mütze, welche ein Strich an der Seite ein wenig auf das Ohr rückt. In ihrem Nacken sitzt ein schwerer, nachlässig geschürzter Knoten.

Es gibt kein sanfteres, eigenfinnigeres und bescheideneres Wesen, als Annie. Von ihrer Flucht, die drei Jahre währte, von ihrer Scheidung, die mit so viel Ungemach verbunden war, hat sie weder Eitelkeit, noch Groll, noch Ekel bewahrt. Sie lebt das ganze Jahr in Casamène . . . Das ganze Jahr? Wer weiß? Selbst ich, ihre einzige Freundin, weiß es nicht . . . Ihre braune Babylonhaut altert nicht und ich kann nur schwer in dem frischen Blau ihrer Augen die geheime Beruhigung entdecken, daß sie sich jetzt besser kennt, jetzt vollständig angehört. Ihre Haltung ist noch

immer die einer schuldbeladenen Pensionärin. Sie ist gleichsam eine Gefangene in diesem roten Garten. Am Fenster sitzend vertieft sie sich stumm und willig in ihre Stickerie. Ist's Eugenie Grandet oder Philomène de Watteville? . . .

Ich, die träge Landstreicherin, die sich darin gefällt, die Reiseschilderungen anderer anzuhören, habe aus meiner Stickerin mit den langen Wimpern nichts herausbringen können. Zuweilen erwacht sie aus ihrer Träumerei und beginnt:

— Eines Tages, in Budapest, an dem Abend, an welchem ich mich von einem gewöhnlichen Kutscher beschimpfen ließ . . .

— Von welchem Kutscher, Annie?

— Es war ein Kutscher . . . wie alle Kutscher. Habe ich es Ihnen nicht erzählt?

— Nein. Sie sagten also: Eines Tages, in Budapest? . . .

— Eines Tages . . . Ach, ich wollte nur sagen, daß in jenem Lande die Gasthöfe so schlecht sind! Und man ist auch so schlecht gebettet . . . Wenn Sie wüßten! . . .

Dann senkt sie die Augenwimpern, als ob sie etwas Unschädliches gesagt hätte.

Und sie hat doch viele Länder, viele Himmelsstriche gesehen, Häuser aus fremdem Gestein erbaut, welches sie brauner oder blauer erscheinen läßt, als die unserigen. Sie hat Länder gesehen, wo unter der Glühhitze der Sonne die Erde ausdorrt und rissig

wird; sie hat Wiesenland gesehen, welches Dank einem verborgenen Wasser mit dichtem Grase bestanden war; sie hat Städte gesehen, von welchen ich mit geschlossenen Augen, bloß nach dem Geruche sagen würde, daß sie von der anderen Seite der Erde sind . . . Haben alle diese flüchtigen Bilder noch nicht den Grund ihrer Augen erreicht?

Derzeit lebe ich bei Annie und ich ertrage ihre Gegenwart ohne Anstrengung, weil ich ihr eine animalische und keusche Liebe widme und weil ich an ihrer Seite frei bin, die Freiheit besitze zu denken, zu fliehen und wiederzukehren, wenn ich es an der Zeit finde. Ich bin diejenige, die da sagt: „Ich habe Hunger“, die da läutet, um den Thee bringen zu lassen, die die graue Kage neckt oder zähmt, und das Hündchen Toby läuft mir mit fanatischer Anhänglichkeit nach. In Wirklichkeit bin ich die Frau im Hause; ich mache mich in den Schaukelstühlen breit und unterhalte das Feuer im Kamin, während Annie, halb auf einem Rohrstuhl sitzend, mit einer Stickerei beschäftigt ist und das Aussehen einer armen Verwandten hat. Zuweilen bin ich darüber gereizt und beschämt. Wahrhaftig: sie übertreibt ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit.

— Annie! Seit drei Tagen verlegt die eingestürzte Mauer die Allee. Wissen Sie das?

— Ja, ich weiß es.

— Es wäre vielleicht besser, sie wieder aufzurichten zu lassen?

— Ja, vielleicht . . .

— Werden Sie den Befehl erteilen?

— Wenn Sie wollen . . .

Das ärgert mich.

— Aber, Liebste, ich rede doch nur um Ihre willen davon.

Sie erhebt ihre reizenden Augen, hält die Sticnadel in der Luft und sagt:

— Mir ist es gleichgültig.

— Wirklich? Mir ist es hinderlich.

— Sagen Sie es dem Gärtner.

— Ich habe hier keine Befehle zu erteilen.

— O doch, Claudine. Erteilen Sie alle Befehle, lassen Sie die Mauern aufrichten, Holz schneiden, Heu einführen. Ich werde darüber sehr zufrieden sein. Gewähren Sie mir die Illusion, daß nichts mir gehört, daß ich mich von diesem Sessel erheben und fortgehen kann, nichts von mir zurücklassend, als diese angenehme Sticerei . . .

Plötzlich schweigt sie und schüttelt das Haupt, wobei ihr Köpfchen auf ihren Schultern tanzt. Und ich lasse die Mauer aufrichten, Holz schneiden, den Heunachwuchs einführen. Das sind Dinge, die ich gut verstehe.

Ein Monat ist verflossen, seitdem ich in Casamène bin, ein Monat, seitdem Renaud ganz oben, in den Bergen des Engadin friert. Nicht Kummer ist es, was ich dulde, sondern eine Art Mangel, Verstümmelung, ein physisches Unbehagen, das so wenig erklärt werden kann, daß ich es mit dem Hunger, mit dem Durst, mit Migräne oder Ermüdung verwechsle. Der Zustand äußert sich in kurzen Anfällen, in einem häufigen Gähnen der Entbehrung, in quälenden Übelkeiten.

Mein armer schöner Mann! Er wollte mir zuerst nichts sagen, er verheimlichte seine Neurasthenie eines überarbeiteten Parisers. Er begann an die Coca-Weine, an die Eisenpräparate, an alle die Verordnungsmittel zu glauben und eines Tages wurde er an meinem Herzen ohnmächtig. Es war zu spät, von einem Landausenthalt, von einer mäßigen Diät, von einer kleinen Reise zu sprechen; ich las von den zurückhaltenden Lippen der Ärzte das Wort *Sanatorium*.

Renaud wollte nicht. „Pflege mich, Claudine, sagte er. Du wirst mich besser gesund machen, als sie.“ Und ich las in seinen matten, blauschwarzen Augen die eifersüchtige Wut darüber, mich in Paris allein zu lassen, eine solche Angst des Parisers, daß ich darüber in Schweiß und Tränen ausbrach und zu Annie nach Casamène kam, um Renaud zu gefallen.

Ich stehe auf. Ich muß mehrere Briefe schreiben; an einen Wagner, an den Sekretär der „Revue diplomatique“, an den Pelzhändler, der meine Felle in Verwahrung hat; ich muß ferner den Wohnungsmietzins nach Paris senden . . . und was noch? . . . Ich bin im voraus müde davon. Renaud besaßte sich fast mit allem. Ach, wie feig und wenig ergeben bin ich doch! Ich werde zuerst an Renaud schreiben, um mir Mut zu machen.

— Ich werde schreiben, Annie. Gehen Sie nicht aus?

— Nein, Claudine, Sie werden mich hier wiederfinden.

Ihre unterwürfigen Augen spähen nach meiner Zustimmung; im Vorübergehen küsse ich ihre glänzenden und glatten Haare, die niemals gekräuselt oder gewellt gewesen, ihre so schlichten Haare, die nur nach dem reinlichen Tiere riechen. Diese Schulter, die unter meiner schmalen Hand einknickt . . . ich will sie nicht drücken.

Wann wird mir die Schulter wiedergegeben sein, die höher ist als ich, zu der ich emporklimme wie eine Kage, mit Hilfe meiner zehn Nägel? Ich liebe nur mehr die Küsse, die von oben kommen, bei welchen

ich, um sie zu empfangen, den Kopf zurücklehnen muß, wie unter einem wohlthuenden Sommerregen . . .

Meine kleine Annie hat aus meinem Kusse etwas herausgeföhlt.

— Claudine! geht es Renaud wirklich besser?

Ich beiße mir ordentlich in die Zunge; ich weiß nichts besseres, um die Tränen zurückzudrängen.

— Wirklich, mein Kind . . . Seine Schrift ist fest. Er ist und schläft. Er bittet mich sogar, mich mit Marcel zu beschäftigen. Ich denke, Marcel hat doch wohl schon die Zeit der Ammenschaft hinter sich. Ich will ihm Geld senden . . .

— Er ist sehr jung, nicht wahr?

— Sehr jung? rufe ich. Nicht gar so sehr! Wir sind in demselben Alter, Marcel und ich.

— Das wollte ich ja eben sagen, bemerkte Annie, die gut erzogen ist.

Ich lächle ihr zu in dem Spiegel, der über dem Kamin hängt. Sehr jung? . . . Nein, ich bin nicht mehr sehr jung. Ich habe meinen Wuchs, die Freiheit meiner Bewegungen bewahrt; ich habe noch mein knappes Kleid von Fleisch, das faltenlos auf mir sitzt . . . aber ich bin dennoch verändert.

Ich kenne mich so gut! Meine kastanienbraunen Haare bilden noch immer in vollen runden Locken einen Rahmen für den etwas spitzen Winkel meines Kinns, welches man allgemein geistvoll findet. Der Mund hat von seinem heiteren Ausdruck eingebüßt und unterhalb

der mehr wollüstigen, aber auch mehr hohlen Wölbung zieht sich die Wange weniger samtweich, weniger voll in die Länge. Der flüchtige Sonnenstrahl zeigt auf derselben schon die Furche an, — ist's noch ein Grübchen, oder ist's schon eine Runzel? — die das Lächeln dort geduldig modelliert . . . Die anderen wissen das nicht, ich allein vermerke diesen beginnenden Verfall. Ich empfinde deshalb keine Bitterkeit. Eines Tages wird eine Frau, nachdem sie mich gesehen, erklären: „Claudine ist heute müde.“ Einige Monate später wird einer der Freunde Renauds, nachdem er mir begegnet sein wird, ausrufen: „Ich habe heute Claudine gesehen; sie ist aber diesen Sommer bedeutend gealtert!“ Und dann . . . und dann . . .

Was hat all das zu bedeuten, wenn Renaud nichts davon wissen will, daß ich älter werde? Die Hauptsache wird jetzt sein, ihn nicht mehr zu verlassen, ihn nicht mehr vierundzwanzig Stunden meiner vergessen zu lassen, damit er nicht Zeit habe, an mich zu denken, an mich, die er jeden Augenblick unter den Zügen eines frischen Kindes sieht, dessen horizontale Augen, gewölbte Lippe und bronzefarbenen Haare ihn von neuem zu einem jungen Liebhaber machten.

Wenn er wiederkehrt, werde ich gerüstet sein. Ein wenig blaue Kohle zwischen den Wimpern, die Wangen mit einer Wolke von Puder belegt, das die Farbe meiner Haut hat, die Lippen durch Bisse belebt . . . Mein Gott! an welche Dinge denke ich da? Werde ich nicht vielmehr, meines eigenen Erscheinens ver-

geßend, ihm entgegenzueilen, den von der Reise Ermüdeten stützen, davontragen, mit meinem ganzen Ich durchtränken, die Luft, die er einatmet, mit mir selbst bevölkern müssen?

Ich wende mich von dem Spiegel ab, in welchem die Augen Annie's meinen Gedanken begegnen . . .

Der Herbst ist hier blendend schön. Inmitten all der glühenden Pracht lebt Annie kühl, ruhig, fast gleichgültig und ich bin darüber entrüstet. Casaméne hockt auf der runden Schulter eines Hügels, der mit Zwergeichen besetzt ist, die von der Flamme dieses glühenden Oktobers noch nicht ergriffen sind. Die Landschaft ringsumher, die ich schon liebgewonnen habe, vereinigt die Herbheit einer vom Mistral gefegten südlichen Gegend und die blauen Fichten des Ostens und von der Höhe der mit Kies bestreuten Terrasse sieht man in weiter Ferne ein kaltes, silbern schimmerndes Flößchen dahineilen.

Die Einfriedungsmauer längs der Straße ist im Verfall; der wilde Wein umspinnt tückisch die Glycinen; die Rosensträucher, die sich selbst überlassen bleiben, verwildern. Von dem Labyrinth, welches Annies Großvater in ungeschickter Weise angelegt hat, ist nichts übrig geblieben, als ein Gewirr von Maßholderbäumen, Elsebeerbäumen und altmodischen Begeliashübschen. Die Tannen sind hundert Jahre alt und werden kein zweites Jahrhundert sehen, denn der Epheu umspinnt ihre Stämme und erstickt sie . . . Eine frevlerische Hand hat die Sonnenuhr auf ihrem

Schiefersockel umgedreht, so daß sie um dreiviertel zwei Uhr die Mittagsstunde zeigt.

Die alten Apfelbäume tragen zwerghafte Früchte, gut genug, um die Hüte damit zu schmücken. Ein Weingeländer, mit schwarzem Muskat bepflanzt und wie im Geheimen gehegt, hat sein Gewinde kräftig in die Höhe gestreckt, daß es ein anstoßendes Hühnerhaus bedeckt und eine Fülle von Laub und schwarzen Weintrauben niederhängen läßt, deren pflaumenblaue Körner abzufallen beginnen. Eine schier beängstigende Fülle knapp neben kahlem, zerrissenem Felsgestein.

Annies Haus ist ein alter Bau, warm im Sommer, kalt im Winter, ohne Schmuck, aber nicht ohne Reiz. Der kleine Giebel von behauenen Marmor — der Fund eines Großvaters mit künstlerischen Neigungen — bröckelt ab, wird schimmelig und gelb; unter den lose gewordenen fünf Stufen des Perrons läßt eine Kröte des Abends ihre melancholische Musik vernehmen. Wenn die Dämmerstunde gekommen, jagt sie nach den letzten Mücken und nach den Larven, die in den Spalten der Steine liegen. Annie fürchtet die unschuldige Kröte zu sehr, um ihr Übles zuzufügen.

Etwas später kommt ein Igel, ein unordentliches, unkonsequentes, kühnes Tier, welches wie blind herumtappt, sich in den Löchern irrt, sich gefräßig nährt, vor der Rage Angst hat und ein Geräusch macht wie ein freigelassenes Ferkel. Die graue Rage haßt den Igel, wagt aber nicht an ihn heranzukommen.

Noch später kommt eine zarte kleine Fledermaus

und streift mein Haar. Das ist der Augenblick, wo Annie zusammenschauert, ins Haus geht und die Lampe anzündet. Ich bleibe noch eine Weile, um dem Fluge der Fledermaus zu folgen, die im Fliegen ein Geräusch macht, wie ein Fingernagel, der über eine Glascheibe fährt. Dann gehe auch ich in den Salon, in welchem das Lampenlicht einen rofigen Schimmer verbreitet und wo Annie wieder bei ihrer Stickerie sitzt.

— Annie, ich liebe Casamène sehr.

— Ja? Das macht mich glücklich.

Sie spricht aufrichtig und zärtlich. Eine ganz braune Gestalt in dem rofigen Lichte.

— Denken Sie sich: ich liebe Casamène, wie eine Sache, die mir gehört.

Ihre blauen Augen verdunkeln sich leicht; das ist ihre Art zu erröten.

— Finden Sie nicht, Annie, daß Casamène einer der anregendsten und melancholischsten Winkel der Welt ist, ein Landsitz, so fern von der Gegenwart wie das Daguerreotyp-Bild Ihres Großvaters?

Sie antwortet zögernd:

— Ja, ehemals, als ich noch klein war, liebte ich diesen Ort. Ich glaubte an das Labyrinth, an die unendliche Allee, die in sich selbst zurückkehrt. Allein, man hat mir Casamène vererbt . . . Ich erhole mich da oder anderwärts . . .

— Unglaublich! — sagte ich, den Kopf schüttelnd. Das ist ein Ort, den ich niemandem überlassen möchte. Wenn ich Casamène hätte . . .

— Sie haben es, sagte sie sanft.

— Ja, ich habe es und Sie mit. Aber . . .

— Casamène gehört Ihnen, drängt Annie mit ihrer eigensinnigen Sanftmut. Ich gebe es Ihnen.

— Kleine Törrin!

— Nein, nein, ich bin nicht gar so törricht. Sie werden sehen: ich werde Ihnen Casamène geben, wenn ich von hier abreise.

Ich fahre auf und schaue ihr in das Gesicht. Sie hat soeben einen Seidenfaden durchgeschnitten und legt ihre Scheere hin. Von hier wieder abreisen? Sie sagt das mit einer Miene, als wollte sie sich für die Ewigkeit hier festsetzen.

— Ist das ernst, Annie?

— Daß ich Ihnen Casamène gebe? Gewiß ist das ernst!

— Nein . . . Hören Sie . . . Warum denken Sie an die Abreise?

Sie läßt mich eine Minute auf die Antwort warten, betrachtet verstohlen das leuchtende Fenster, hinter welchem die finstere Nacht lagert und sagt endlich, einen Finger erhebend:

— Still . . . still . . . Heute abend gewiß nicht . . .

Ihre räthelhafte Miene regt mich leidenschaftlich an. Es ist ein solches Glück zu sehen, wie jemand aus sich selbst heraustritt und sich zeigt, — aus Stolz, aus Unbewußtheit oder aus bloßer Bosheit, um die Leute zu überraschen — sich zeigt im hellen Lichte und

sagt! „Ich bin nicht das was Sie dachten . . .“ Es ist ein Vergnügen, sich denjenigen anzuschließen, die uns täuschen, die die Lüge wie ein sehr geschmücktes Kleid tragen und sie nur ablegen, wenn ein wollüstiges Verlangen nach Nacktheit sie ergreift. Ich habe Renaud in der Zeit, da er mich betrog, nicht weniger geliebt; und wer weiß, ob das Bild Nesis mir nicht teurer geblieben ist um das, was sie mir verbarg, als um das, was sie mir verriet . . .

Diese unempfindliche, geduldige Annie, für die wir nur ein mitleidiges Achselzucken hatten . . . wer hätte das gedacht? . . . Sie hatte ihren Gatten und ihre Ehe abgeschüttelt, wie die geschmeidigen Hunde, die man anbindet und die sich ihres geschlossenen Halsbandes entledigen, indem sie sich ein wenig die Ohren reiben.

— Sie wollen wieder fort, Annie?

Sie saugt an einem Finger, in den sie sich gestoßen, schüttelt kindlich den Kopf und sagt:

— Ich habe nichts dergleichen gesagt . . . Aber nehmen wir an, es wäre so . . . Ich will eine kleine Reise machen . . .

Wie sie mich belustigt mit ihrer ernststen Miene eines Notars, dem das professionelle Geheimnis die Lippen schließt!

— Mut, Annie! Sie haben es nicht notwendig, mit mir so viele Umstände zu machen. Sie wollen reisen? Reisen Sie! Meine Anwesenheit soll Sie nicht zurückhalten.

— Zürnen Sie nicht, Claudine . . . Es ist nicht davon die Rede, abzureisen . . . wenigstens noch nicht . . . Es ist bloß . . .

— Es ist bloß . . .

Sie rückt mit ihrem Sessel näher, drückt ihre gefalteten Hände in meinen Schoß, als wollte sie ihr Herz da betten, ihr Herz, das von dem Verlangen zu reden, von dem Verlangen zu schweigen geschwellt ist . . . Die Stunde ist so geheimnisvoll wie Mitternacht. Kein Geräusch dringt aus der fernen Küche herein, doch hört man in der tiefen Stille den Lauf der Ratten über die Dielen. Der stärker gewordene Wind treibt von Zeit zu Zeit den würzigen Rauch des Fichtenholzes durch den Kamin; die Kage hockt da, alle vier Pfoten eingezogen, und kündigt so die Kälte an. Die helle Lampe beleuchtet bis zur Taille den Rock Annies; aber ihr Gesicht, das langgezogen ist wie eine Lambertsnuß, bleibt in dem roten dunklen Schatten gleich einer Statuette von rosigem Ton. Sie hält meine Hände, sie sitzt ganz nahe bei mir . . . sie öffnet und schließt wieder die Lippen. Wird sie reden? ja . . . nein . . .

— Hören Sie, Claudine!

— Ich höre, mein Schatz.

— Sie wissen nicht, wie das ist, wenn man die Begierde hat zu reisen?

— Um . . . darüber wäre manches zu sagen . . . Ich kann nicht leugnen, daß auch ich zuweilen den Wunsch habe . . . eine kleine Reise zu unternehmen.

— Lachen Sie nicht; ich möchte, daß Sie mich verstehen . . . Es gibt viele Leute, die keine Ahnung davon haben, was die Reiselust bedeutet. Das ist eine Krankheit, eine Vergiftung; nicht einmal eine Idee, Claudine . . . Ich schwöre Ihnen, daß es nichts mit dem Verstande zu tun hat. Ich möchte es vielmehr mit . . . mit einer Zyste vergleichen, die man mit sich herumträgt, die langsam reift und deren Gewicht man immer schwerer empfindet . . . Während ich esse, während ich schlafe, oder mit meiner Stiderei beschäftigt bin, habe ich da, ringsherum, diese Sache, die hartnäckig an mir zieht: mein Reiseverlangen. Man merkt nichts davon. Wie? Ich weiß meine Krankheit gut zu verbergen?

Sie macht mit den Händen und mit den Schultern mitleiderregende Bewegungen, wie ein Kranker, der den Arzt zu Räte zieht, sucht den Sitz des Übels festzustellen, betastet sich den Kopf und die Seiten; ihre des Abends dunkelbraunen Augen sind fragend auf mich gerichtet . . . Ich streichle ihre Haare, um sie zu beschwichtigen.

— Arme Kleine! Sie hätten mir es sagen sollen. Welches ist das Land, das Sie so stark anlockt?

Sie hebt müde die Schultern.

— Was weiß ich? Alles ist mir gleich, wenn nur . . .

— O, dann nehmen Sie ein Abonnement auf der Gürtelbahn . . . Das brauchen Sie.

Sie lacht nicht und fährt fort:

— Merken Sie sich, Claudine: ich sage nicht, daß ich reisen werde; ich habe Reiselust . . .

— Und Sie halten sich zurück. So verdirbt man seine Gesundheit.

— Ach, meine Gesundheit . . . war ganz anderen Anfechtungen ausgesetzt.

Eine seltsame, zweideutige Ironie schleicht sich in ihren Blick. Ich weiche ein wenig zurück, als hätte man mir meine Annie plötzlich als eine kleine Dirne verummmt.

— Das konnte ich nicht wissen, Annie. Ehemals sagten Sie mir alles.

Ich lüge, denn Annie war nie besonders mittheilksam. Aber mein Vorwurf sitzt.

— Ich möchte Ihnen alles sagen, Claudine, aber es ist zu viel, zu viel, zu viel!

Bei jedem „zu viel“ hat sie den Kopf tiefer sinken lassen, gleichsam wie man ein Gefäß in drei Bewegungen seines Inhaltes entleert.

— Sie werden mir nur das Häßlichste erzählen...

Abermals ein langsamer, lüsterner Blick, der sich abwendet . . . dann gleitet sie zu meinen Füßen nieder, in einem kindlichen Bedürfnisse nach physischer Unterwürfigkeit, in einem weibischen Bedürfnisse niederzuknien und sich zu demütigen.

— Ich habe alles getan, Claudine, alles! Und ich habe es niemandem gesagt!

Dann birgt sie ihren Kopf in meinen Händen und wartet . . . Auf was? Daß ich sie ausschelte?

Daß ich ihr zur Sühne drei Rosenkränze auferlege?
Daß ich sie freispreche? Ich sage in scherzendem Tone:

— Alles? Das ist noch nicht viel! Ich habe oft melancholisch über die Monotonie der Liebesfachen nachgedacht.

Ihr Haupt mit den wirr gewordenen Haaren aufrichtend zeigt sie einen erstaunten Mund und Augen, die in meinem Schoße wieder ihre Bläue erlangt zu haben scheinen.

— Die Monotonie der Liebesfachen? Nun, Sie scheinen sehr anspruchsvoll zu sein?

Ich breche in ein Lachen aus über dieses freimütige Geständnis, das voll Bewunderung und neuem Respekt ist für diese „Liebesfachen“ . . .

— Meine Komplimente, Annie, meine Komplimente . . . besonders i h m.

Sie hat sich erhoben, zieht bescheiden den Ring ihres Gürtels fester, bringt eine schwarze Locke in Ordnung, die auf ihre gepreßte Wange niedergeglitten war und sagt:

— Es gibt da keine i h m.

— Also „ihr“ muß ich sagen?

Eine drollige kleine Schlange, die ich längst für tot gehalten, bewegt ihre Stümpfe in meinem Innern.

— Auch nicht, gesteht Annie leise. Sie müssen sagen: sie, in der Mehrzahl.

— Sie, in der Mehrzahl! Ach! Sehr wohl . . .

Mehr kann ich in meinem maßlosen Erstaunen nicht sagen. Sie? Wie viele? Sieben oder dreihundert?

Ein Paar oder ein Bataillon? Sie? Ich fühle eine Art Achtung, Ehrerbietung, wie das Unmögliche sie einflößt. Ich, die ihre wilde Haut nur einem Einzigen zu geben gewußt hat.

Ein Seufzer antwortet auf den meinigen, ein Seufzer des zu meinen Füßen liegenden Hundes Toby, einer jener tiefen und lächerlichen Seufzer des kleinen Bullen, den der allgemeine Jammer seiner bewegten Brust zu entreißen scheint. Toby hat Takt und Sinn für die Situationen. Annies Augen sind feucht, sie lacht vor Nervosität und Toby blickt mit tiefer Ergebung in seinen weißen Augen zu uns empor . . . Die Abspannung endet in einem tollen Lachen und Annie sinkt in meine Arme.

— Ich werde Ihnen alles sagen, Claudine; wenigstens alles was ich weiß.

— Wie? Was Sie wissen? Ist's denn ein Fall von Somnambulismus?

— Nein . . . Lassen Sie mich meine Stiderei wieder zur Hand nehmen, um mir eine Haltung zu geben.

In einem tiefen Fauteuil von der Form eines Sitzbades liegend, erwarte ich die schöne Geschichte. Vor mir hebt sich der Kopf Annies mit ihrer schwalbenförmigen Haartour von dem hellen Cretonne-Vorhang ab. Meine Freundin sammelt sich zu lange; ich fürchtete, daß sie den Mut verlieren könnte und beginne:

— Es war einmal . . .

— Es war einmal, wiederholte sie folgsam, ein Gasthof in Baden, am Ufer eines kleinen Flusses, in welchen man nicht hineinspucken durfte, umgeben von einem sorgfältig geschorenen Rasenteppich . . . Es war furchtbar heiß, überall Musik, elektrisches Licht in allen Winkeln, Zimmer, die zu weiß, zu heiter waren, und in einem solchen wohnte ich, die ich nicht genug heiter war. Es gab da einen funkelnden Speisesaal mit zahllosen kleinen Tischen, und Frauen mit Diamanten bedeckt, und Männer, gekleidet wie das Hündchen Toby, schwarz, mit blendend weißen Hemdkürassén. Ach, wie schwarz war ich an Haut und Seele inmitten all' des Glanzes! . . . Ich muß Ihnen sagen, daß ich an einem Tischchen neben dem meinigen einen Nachbar hatte . . .

— Ah! Ah!

— Er hatte meinen Sonnenschirm von der Erde aufgehoben . . . Nein, nicht so hat die Geschichte angefangen. Ich war ihm im Treppenhaufe begegnet und er hatte mir gesagt . . . Nein, damals hat er mir nichts gesagt, aber er hatte eine Art zu schauen, und auch bei Tische . . . Ach, Claudine, ich weiß nicht mehr, was ich rede . . . Ich werde nie das Ganze erzählen können . . . Es scheint in wenigen Worten so brutal! . . .

Sie verwirrt ihre Nähseide, wird müde und traurig.

— Aber das tut nichts, mein Schatz! Fassen Sie sich kurz, erzählen Sie nur in großen Linien.

Sie ruht ein wenig, ist ganz atemlos, zuckt mit den Augenwimpern, verbirgt ihren Blick und fährt mit leiser Stimme fort:

— Nun denn, eines Abends ist er in mein Zimmer eingetreten und ich wußte nicht einmal seinen Namen. Werden Sie das glauben? Er war schön, braun wie ich, mit einer so gebieterischen Miene, daß ich an Alain dachte und mich ganz kraftlos fühlte, als wollte ich hinfallen . . . Ich glaubte, daß alles von neuem begänne, daß Gott mich strafe, weil ich fort war, daß ein anderes Joch, härter als das erste, mich beugen sollte . . .

— Und dann?

— Und dann? . . . Mein Gott, wie soll ich es Ihnen sagen? . . . Bei der Berührung seiner bloßen Hände wußte ich nicht mehr, wer ich war und es war mir ganz gleichgültig, seinen Namen nicht zu wissen . . . Er sprach furchtbare Worte zu mir . . .

Sie drehte sich um und ich sehe die Muskel ihres Halses anschwellen . . .

— Er hat mich Scheußlichkeiten gelehrt, Dinge, die Niemand tut . . . wenigstens glaubte ich es . . . Er hat mich behandelt wie . . .

— Wie eine Dirne . . .

— Das ist es . . . Und ich habe alles erduldet, ohne mich aufzulehnen. Mir war, als habete ich in der Sünde, als wäre ich nichts mehr als eine Haut, deren Poren fünf Sinne hatten, um die Sünde zu genießen . . . Bedenken Sie, daß ich ihn kaum ange-

blickt hatte. Ich schaute ihn nur ein einziges Mal an, um mit einem einzigen Blick seine Schönheit ohne Adel zu sehen, das Weiße seiner Zähne und seiner Augen, den Glanz seiner zu sehr gelockten Haare, die beschatteten Vorsprünge seiner Muskel . . . Dann schloß ich die Augen, um besser zu fühlen. Einen Augenblick — dessen erinnere ich mich — fühlte ich eine Art Schwindel . . . ich öffnete die Augen . . . ich lag quer über dem Bett, fast hinabgeglitten, mit dem Kopfe nach unten . . . ich sah nur die Zeichnungen des Teppichs und das Ende meines schwarzen Zopfes . . . Gott weiß, was er mit mir in jenem Augenblicke machte . . .

— Und Sie waren nicht neugierig sich davon zu überzeugen?

Sie entfernt die Finger von ihrem verschämten Gesichte und ihre Augen suchen durch die meinigen die glühende Erinnerung festzuhalten.

— Sehen ist Nebensache, murmelte sie endlich mit müder Stimme.

— Ich bin nicht Ihrer Ansicht, Annie . . . Und am nächsten Tage?

Sie streckt ihre kleinen braunen Hände in die Luft und ruft:

— Ach, das ist das Schlimmste! . . . Natürlich wagte ich nicht am Morgen, als ich wieder allein war, mich im Spiegel zu betrachten . . . Ich war sterbenshungrig und läutete doch nicht, um meine Schokolade zu verlangen . . . Und ich rief: „Glende!

Kannst du noch an Essen und Trinken denken wie andere Menschen? Du wirst hinabgehen, wirst diesem . . . diesem Individuum begegnen, wirst in demselben Saale Platz nehmen, wo er sitzt, er wird dich vielleicht grüßen und du kennst selbst seinen Namen nicht . . .“

— Ich wäre nach dem Kontor des Hotels gelaufen, um nach seinem Namen zu fragen.

— Das habe ich getan, sagte Annie naiv.

— Ich bin sicher, daß er einen schönen spanischen Namen hatte, mit mehreren Prädikaten, die durch 7 getrennt waren.

— Nein, nein! rief Annie fast beleidigt; er hieß einfach Martin.

— Wie? Nicht einmal Martinez? Offen gesagt, das hätte er doch wenigstens Ihnen zuliebe schon tun können.

Sie beugt den Nacken, aber nicht schnell genug, daß ich nicht ein seltsames Lächeln sehen könne, das Lächeln einer mir unbekannten Annie.

— Er hat so viel für mich getan, bemerkte sie mit einer geheimnisvollen Sanftmut.

— Und nachher, Annie, in der nächstfolgenden Nacht?

— In der folgenden Nacht?

Sie wendet ihre offenen klaren Augen zu mir und sagt:

— In der folgenden Nacht ließ ich meine Koffer packen und reiste nach Nürnberg ab.

— Ach! Das ist aber dumm! Und warum?

— Ich hatte Angst, lispelt Annie mit gesenkten Blicken. Ich hatte Angst vor der Wiederholung, Angst davor, eine Beute dieses Mannes zu werden. Ich fürchtete für meine Freiheit, für meine noch ganz neue und ach, so unbeholfene Freiheit! Und dann, Claudine . . . ich glaube, daß dieser Bursche mir meine rosafarbige Perle gestohlen hat . . .

Was war da zu sagen? . . . Arme Annie! Das war ein banales Abenteuer und es wäre noch gemeiner geworden, wenn es länger als eine Nacht gedauert hätte.

Annie schweigt. Mit gebeugtem Haupte sitzt sie da und denkt wohl an ein gewisses Bild . . . Wie ihr Kopf schier den Boden streift, wie sie die Zeichnung des Teppichs und das Ende eines schwarzen Zopfes sieht . . .

— Annie! . . . Annie! . . .

— Was? ruft sie auffahrend.

— Die Fortsetzung . . . Das zweite Kapitel . . . Den zweiten göttlichen Wanderer!

— Ich habe Durst, seufzt sie.

— Ja, Sie werden trinken. Aber vorher sprechen Sie. Ich werde jetzt nicht läuten und Augustine eintreten lassen, die Sie erhitzt und mit wirrem Haar sehen und Gott weiß was vermuten würde.

Sie gibt meiner Bitte nach, wie sie der Begierde des Unbekannten nachgegeben hatte.

— Es gibt keine unmittelbare Fortsetzung, Claudine. Ich habe diesen Mann geflohen, so wie ich

Main geflohen; in jener Zeit bekam ich bald Angst und in den ersten Tagen glaubte ich mich von mir selbst befreit wie von ihm. Ach, Claudine, da beginnt in Wahrheit das Übel. Die Reue, Claudine, die Reue in ihrer physischesten, brennendsten, leichtgläubig verzweifeltesten Form. Jawohl, leichtgläubig . . . Sie verstehen mich nicht? So hören Sie denn, daß ich, einfältig mehr als ein Schulmädchen, an die ausschließliche Macht dieses Unbekannten glaubte, den ich floh. Ich glaubte bis zur Trostlosigkeit, daß ein allmächtiger Zufall mich nackt und gehorsam diesem Manne in den Weg geworfen habe, dem Manne meines Fleisches, meinem männlichen Doppelgänger, dessen hohler, genauer Abdruck ich war . . .

An dem Tage, da man mir auf meine briefliche Anfrage von dem Hotel in Baden telegraphisch antwortete: „Herr Martin nach unbekanntem Orte abgereist“ — schrie ich laut auf und streckte die Arme nach allen Richtungen verlangend aus. Ich wollte sterben, ihn durch die Leute eines Rundschafterbureaus suchen lassen. Ich wollte Aether trinken, bis . . .

— Bis, Liebste?

Mit einem Seufzer glücklicher Erlösung bettet sie ihr Haupt an meiner Schulter und flüstert:

— Bis ich merkte, daß ein anderer Mann, daß mehrere andere Männer, daß viele andere Männer mir wiedergeben konnten, was ich in meiner halben Unwissenheit beweinte! . . .

O, welche Umschreibung! . . . Ich schiebe Annies

Kopf zur Seite, um ihn besser zu sehen. Sie hat die Augenlider gesenkt; ihre Rippen umspielt ein beseligtes Zächeln, wie das einer sterbenden Jungfrau, welche die himmlischen Heerschaaren geschaut. Doch sie öffnet den Mund und die Wärme ihrer Dankbarkeit, mit der sie lispelt: „Allen Dank!“ — kommt so rührend zum Ausdruck, daß ich in Verwirrung gerate . . .

— Seit jenem Tage, Claudine, wußte ich, was das Leben wert sei . . . Ein Garten, wo man alles pflücken, alles essen, alles verlassen und alles wieder aufnehmen kann . . . Wechseln heißt doch nicht untreu sein, da ich nicht liebe und in Wahrheit nur mich selbst mit Freuden sättige . . . Ach, Claudine, mit welchen offenen und gläubigen Augen betrachtete ich die Männer, alle Männer seit dem Kleinen, der der Zweite gewesen!

— Welcher Kleine?

— Ein Jäger des Hotels in Karlsbad. Dort sieht man noch jüdisch gekleidete Juden im fettstarrenden Kasten, die schönen Christushaare geringelt, mit einem umgestürzten Nachtgeschirr auf dem Kopfe. Es gibt unter ihnen Österreicher, die ausspucken, wenn man an ihnen vorüberkommt . . .

— Ja . . . aber der Jäger?

— Er war reizend! wirft Annie mit unbewußter Offenheit hin. Sie müssen wissen: diese Jäger werden sorgfältig gewählt. — Es war ein kleiner Wiener, blond, aufmerksam, der Typus eines guten Dieners . . .

Jetzt spricht die mir unbekannte Annie, deutlich, schamlos, mit dem Lächeln einer Kennerin. Das köstliche Fieber der Entdeckungen macht mir die Wangen erglühen.

— Ich sage Ihnen: der Typus eines guten Dieners. Er hatte immer Angst, daß er nicht genug und nicht gut genug leiste. Er brachte mir Morgens und Abends die Post herauf; ich erinnere mich seines rosigen Gesichtes an dem Abend, als er mir mit der Mütze in der Hand, respektvoll meldete, daß an den folgenden zwei Tagen sein Kamerad Hans ihn ersetzen werde . . .

Rücklings in meinem Schoße liegend lachte sie und lachte; es war mehr ein schluchzendes Richern, wie wenn man hustet. Ach, sie lacht zu viel! Das wird ein Lachkrampf . . . Nein, Gott sei Dank, man kündigt das Essen an . . .

Annies Geständnis — was sage ich? — Annies Explosion drückte mich geradezu nieder. Ich verlangte die Gegenden ihrer Seele zu sehen — sie ließ mich Gegenden sehen, daß ich genug und übergenug hatte. Und die Zuneigung, die ich für sie hegte, muß ohne mein Wissen eine Änderung erfahren haben: Annie stößt mir mehr Achtung und weniger Interesse ein. Sie hat sich mit völliger Preisgebung ihres Leibes befreit, aber ich grolle ihr, weil sie mir ihr Geheimnis so schnell verraten hat. Oder lieber: ich möchte, daß dieses Geheimnis anders geartet wäre, mehr einzig, mehr verschieden, mehr ausnahmsweise von dem Geheimnisse so vieler Frauen . . . O, wie sträflich war doch ihr Mann! Man weiß nicht genau, was eine Frau riskiert, wenn sie zuerst mit einem Tölpel schläft . . . Ein subalterner Viertelgott, zu den niedrigen Verrichtungen der Liebe erhoben, hat Annie davor bewahrt, was meine Amme Mélie die „bösen Krankheiten“ nannte. Man ist ihm dafür Dank schuldig. Der Mut meiner Freundin ist ebenso groß wie ihre Unkenntnis von der Gefahr. Herr Brieux ist in seinen Forschungen noch nicht bis zu den keuschen Seelen vorgedrungen . . .

Ein Brief meines teuren geliebten Mannes versichert mir, daß es ihm gut geht.

„ . . . Eine lange, offene, vom Sonnenlicht überflutete Galerie, Ruhebetten darin aufgereiht, dein alter Mann, in Decken eingehüllt da liegend, eine glimmerartige, glänzende Atmosphäre, von einem hellen Klange, der zuerst verlegt und dann entzückt . . . Eine trügerische Sonne, kalt und goldig wie ein Gebirgswein . . . “

Wie traurig ist das Bewußtsein, daß er ist wie andere Kranke! Warum ist mein Stolz darauf veressen, in meinem Herzen nur eigenartige Wesen haben zu wollen? Alles was sie der übrigen Welt gleich macht, reizt mich gegen sie und gegen mich. Und es wird mir so schwer, frei und offen an Renaud zu schreiben . . . Ich bin leider nur dazu gut, ihn zu lieben. Ich habe zu viel mit ihm, gegen ihn, in ihm gelebt! Meine Briefe sind unbeholfen, kühl und gewunden, wie eine Pensionärin, die sich ziert und ihre Balsecaprice nicht spielen will . . . Erkennt er mich wenigstens durch diese Briefe wieder? Errät er, daß ich gespannt, mißmutig, boshaft bin, wie in den Stunden, da ich ihn an meisten liebe? Seine Abwesenheit, mein

Aufenthalt in Casamène trennen mich von meinem vergangenen Leben und ich fühle mich einsam, sehr einsam trotz Annies . . .

Gibt es in der Welt viele Frauen, die so einsam sind wie ich, trotz Renauds und seinerwegen? Oder ist es das einfache und gemeinsame Schicksal all' jener Frauen, die mit einem Male und für immer sich ganz hingegeben haben?

Rings um mich her sehe ich keine weiblichen Freundschaften . . . Annie ist nur eine zärtliche Gesellschafterin . . . Eine einzige böse und zugleich süße Erinnerung, das Bild einer stacheligen, schwarz und rot gefleckten Blume, die uns beiden die Finger blutig gestochen hat: Nesi . . . Wir — Renaud und ich — sprechen nicht mehr von ihr. Wir haben Angst, Scham, eine dumpfe Eifersucht, wohl auch eine Eitelkeit davon bewahrt, daß wir einer durch den andern gelitten haben, die geheime Genugtuung über einen gut geführten und gut empfangenen Hieb . . . Was gilt alles Übrige? Würde ich nicht in einer Stunde alle jene vergessen haben, die mich ihre Freundin nennen? Wenn Renaud fern ist, gibt es nur e i n Herz, zu dem ich flüchte, um da noch einsamer zu sein: das Herz, von dem die tiefen Wurzeln der Bäume ausgehen, das Gras mit seinen tausend Schwerthalmen, das Herz, aus dem die Quelle, das Getreide, die wilde Rose sprießt.

Wenn mir mein Lebenszweck fehlen wird, der Renaud heißt: werde ich in mir — in mir, auf die ehemals die Einsamkeit wie ein berauschesendes und

gefährliches Gift wirkte — werde ich in mir allein jene bittere und verjüngende Stärkung finden, die mir meine Seele, wenn auch verdüstert und verlangsamet erhalten hat?

Ich bin einsam geboren, bin ohne Mutter, ohne Bruder und Schwester herangewachsen, an der Seite eines unruhigen Vaters, den ich unter meine Vormundschaft hätte nehmen können, und ich habe ohne Freundinnen gelebt. Hat diese moralische Vereinsamung nicht in mir von neuem jenen gerade genug fröhlichen und gerade genug traurigen Geist erweckt, der sich an geringfügiger Sache begeistert und über geringfügige Ursache erlischt, nicht gut und nicht schlecht, im Ganzen ungesellig ist, näher den Tieren, als dem Menschen? Mut habe ich, physischen Mut — ist es ein Verdienst, vor nichts Furcht zu haben? — ein schönes Vertrauen zu meinen Nerven, die mir gehorchen und die von den Sinnen verschont wurden. Rechtschaffenheit . . . vielleicht; aber eine Rechtschaffenheit, die sich kleidet, wie eine Meise. Mitleid? Wenig für die arme Gattung, der ich angehöre, weil sie selbst oft ihr Elend wählt und weil es schwer ist gleichzeitig gut und verliebt zu sein . . . Verliebt! . . . Ein armseliger Ausdruck für so viele Dinge! Durchtränkt: das drückt den Zustand besser aus . . . Durchtränkt: das ist es. Durchtränkt von der Haut bis zur Seele. Denn die endgültige Liebe ist dermaßen überall in mich eingedrungen, daß ich fast erwartete, meine Haare und meine Haut die Farbe wechseln zu sehen.

Unsere Tiere hier sind reizend. Wir haben den Hund Toby, meinen alten Freund und Péronnelle, eine ganz neue Autokratin. Ich kenne Toby seit langer Zeit und sein gutes Einvernehmen mit unserem Geschlechte belehrt ihn zur Genüge, daß ich seine wirkliche Herrin bin; Annie betrachtet er als eine Gehilfin. Mit fünf Jahren hat er noch sein kindliches Gemüt, in welchem alles rein ist, selbst die Lüge. Sein Bullenherz ist stets bereit zu bersten, aber es berstet nicht. Er seufzt geheimnisvoll wie sein Kamerad, die Kröte, und wenn er einem Hausierer nachjagt, weicht er einem Andächtigen, der vor einem Kreuze an der Straße betend auf den Knien liegt, vorsichtigerweise weit aus.

Péronnelle kennt solche kindische Ängste nicht. Diese gastlich beherbergte Raze, die schier verhungerte und von Annie barmherzig im Grase aufgelesen wurde, hat ein graues, seidenweiches Fell, fein wie Samt, der in der Hand zu zerfließen droht und in der Sonne silbern schimmert. Sie hat nichts Stugerhaftes, nichts von den portugiesischen Razen, die bunt gestreift sind wie die Papageie. Zwei schwarze Bänder um den Hals, drei Ringe um die Vorderpfoten, der Schwanz muskulös, das Kinn vornehm geformt, mit Augen von

einem königlichen Grün, die Einen gerade, frech und einschmeichelnd zugleich anschauen. Wenn Péronnelle gereizt ist, weicht sie vor niemandem zurück, selbst vor mir nicht. Sie knurrt, leckt, beißt und haut und das ganze Haus hat Respekt vor ihr. Annie sagte neulich von ihr:

— Péronnelle erinnert mich an meine Schwiegermutter, nur ist sie ein wenig sympathischer.

Unruhig wie ein Hund, füllt Péronnelle das Haus mit dem Girren einer Taube und mit flötenartigem Schreien. Wenn die Lampen angezündet werden, gerät Péronnelle in Aufregung, zerreißt die Zeitungen, stiehlt die Seidentnäuel, jagt im Zimmer herum, springt mitten auf den Tisch, fährt uns mit ihrer kräftigen Stirne an das Kinn, kratzt Annies Wange mit ihrer rauhen Zunge und bedient sich meines Kopfes als Brücke, um auf den Kamin zu springen.

Sie liebt mich bereits, aber ich vergesse doch nicht meine Fanchette von ehemals . . . Arme weiße Fanchette, die eine so schöne Seele einer modernen Provinzlerin hatte und sich so bewußt allen Dingen des Lebens anzupassen verstand! Sie schlief kräftig, rannte viel herum, aß lange, jagte mit Ausdauer. Ein spiziger Hühnerknochen war ihr in die Quere geraten und aus war's mit meiner schönen Fanchette! . . . Ich habe Papa, Fanchette und Mélie begraben . . . Ich gehe noch ein wenig weiter, aber nicht gar weit. . . Mélie hat mich verlassen. Sie war plötzlich alt und siech geworden; taub, blind, wassersüchtig, was weiß

ich? Es war ein Jammer, und als sie starb, mußte man sagen: Gott sei Dank!

Mein herrlicher Vater, mein Vater mit dem dreifarbigem Barte hat sein Leben unter seinen Schmöckern verloren. Er war mit der Nase auf seine Bücher gefallen . . . vielleicht aus Zerstreuung . . . Er vergaß so leicht zu frühstücken, oder seine Halsbinde zu knüpfen. Ich begriff allmählich, nach einigen Tagen, daß er tot sei, als ich seine laute Stimme nicht mehr durch das Haus hallen hörte, wo ich von Zimmer zu Zimmer gehend ihn suchte.

Die Briefe Renauds folgen einander, die Tage werden kürzer. Mein treuer Großer folgt der rührenden Gewohnheit der sorgfältig gepflegten Kranken, die sich zu spät für ihre Eingeweide interessieren und die Entdeckung machen, daß sie eine Leber, einen Magen haben und sich für Definitionen begeistern, die nichts erklären. In seinen Briefen gibt es technische Ausdrücke; er wendet sie jetzt ohne Ironie an, mit einer überlegenen Emphase, wie sie den Studierenden der Medizin eigen ist. Das tägliche Abwägen wird die beklemmende Minute des Tages und der Name Coucherour, eines Neurasthenikers, der den seltenen Fall im Sanatorium repräsentiert, kehrt in dem Briefe dreimal wieder. Ich bin nicht boshaft . . . aber man lasse mich eine Viertelstunde allein mit dem besagten Coucherour und er wird eine neue Behandlungsart der akuten Neurasthenie kennen lernen.

Da ist ein lächerlicher Brief von Marcel. Er kommt diesmal mit einem großen Pump, so groß, daß ich nicht erzürnt bin. Dreitausend Franken! Das Kind ist krank! Habe ich dreitausend Franken für seinen kleinen, mädchenhaften Mund? Ein Billet von hundert Franken und einige ironisch lebenswürdige Zeilen: damit beruhige ich mein stiefmütterliches Gewissen.

Annie ist wieder in Stillschweigen versunken und scheint sich ihrer neulichen Krise zu schämen. Geräuschlos geht sie umher, umschleicht mich mit der gezwungenen Anmut einer Raze, die ein Gefäß zerbrochen hat.

Schlaftrunken stand sie heute Morgens auf dem Perron, dessen lose Stufen unter den Tritten wankten. Es schlug sieben Uhr und ich kam eben aus dem Labyrinth, von Tau benetzt, die Nase feucht, die Hände schwer, mit einem Korb am Arm. Dieser Oktobermorgen verbreitete einen herauschenden Geruch von Nebel, Holzrauch und welkendem Laub. Ich fand meine Fresnois-Gegend wieder, aber rauher, zerklüftet, mehr von der Sonne und vom Frost versengt. Der wilde Geruch dieser nebelfeuchten Dämmerung hatte mich aus meinem Bette gelockt, bis zu dem Neste halb erfrorener Wespen, das ich suchte.

— Eine Nuß gefällig, Annie?

Sie streckt die Hand vor aus ihrem blaßblauen Beignoir . . . Ihre Haarflechten fallen bis auf ihre Hüften herab; die Morgenfrische rötet ihr Gesicht eines Araberknaben . . . Ich fasse ihre Hand.

— Närrchen! Schauen Sie doch wenigstens, was es ist!

Sie neigt sich, ohne zu verstehen, eine Minute über meinen Korb, der voll ist mit erstarrten Wespen, die nur ein schwaches Gewimmel zeigten. Ich hatte diesen Teig von erstarrten Wespen mit Hilfe einer kleinen Schaufel in meinen Korb geworfen und eilte nach Hause, um sie im Ofen zu verbrennen, weil ihr wachsartiger Geruch mich anwiderte. Annie betrachtete sie in stiller Angst, die Hände hinter dem Rücken geborgen.

— Was machen Sie zu so früher Stunde schon wach, mein Schatz?

Sie hebt die vom Schlaf oder von der Schlaflosigkeit schweren Augenlider.

— Man hat eine Depesche in Ihr Zimmer getragen, Claudine, und weil Sie nicht da waren, suchte ich Sie.

— Eine Depesche?

Von Renaud etwa? Ist ein Unglück geschehen? O, dieses schmutzige, verklebte blaue Papier! . . . Ich stehe über diese unpunktierten Zeilen gebeugt, wie Annie vorhin über den Korb.

Annie steht von Angst und Kälte geschüttelt neben mir und wartet.

— Was ist's, Claudine?

Ich reiche ihr ganz dumm die Depesche:

„Kann ich kommen? Ich verliere den Kopf. Marcel.“

Meine Erleichterung macht sich in einem hellen Lachen Luft. Ich rufe entrüstet:

— Das ist aber stark! Nein, was sagen Sie dazu? Ach, wenn sein Vater da wäre! . . . Warten Sie, ich will ihm ein Telegrammchen schicken, das er sich gewiß nicht an den Hut stecken wird.

Annie schweigt — aus Vorsicht oder Gleichgültigkeit. Endlich sagt sie leise und langsam:

— Was werden Sie tun, Claudine?

— Renaud werde ich verständigen . . . Natürlich! . . . Das heißt . . .

Nein, ich kann Renaud nicht verständigen; ich kann seine Ruhe nicht stören, einen Rückfall riskieren, seine Heilung verzögern.

— Sagen Sie mir, Annie, was soll ich tun? Sie spigt die Lippen und wirft in weislegendem Tone hin:

— Lassen Sie das Kind immerhin kommen . . . Man wird dann weiter sehen . . .

Ich komme aus der Wut nicht heraus. Marcel ist hier! In Paris ertrage ich ihn noch, bin nachsichtig für sein Laster, zürne ihm nicht für seine kleinliche weibische Bosheit. Im Grunde ändert er sich nicht, er macht nur gewisse Phasen durch — soll ich sagen: Mondveränderungen? — die ihn umwandeln, in Begeisterung oder Niedergeschlagenheit versetzen, nach welchen Gemütsregungen er wieder er selbst wird. Für Renaud und für mich bleibt Marcel der Junge von achtzehn Jahren, der häßliche Gewohnheiten hat und doch zählen wir beide, wenn ich richtig rechne, das siebenundzwanzigste Jahr. Er führt das eintönige Dasein der Maniakten, der Bureaukraten und der Dirnen, — hauptsächlich der Dirnen. Er gähnt oft, in einer schwächlichen, nervösen Art, mit gerechten Armen, hohlen Händen und ruft dabei: „Gott, wie langweile ich mich! Heute abend habe ich niemanden.“ Er sagt ungezwungen, daß der und der Wandelgang in der Music-hall „vorteilhaft“ sei, daß der schicke Engländer diese Saison sich zurückziehe; daß der und der, ein so hübscher Junge, jetzt unter die Gauner geraten sei. Stunden lang erzählt er mir von den tadelswerten Vorgängen des ästhetischen Instituts,

wo alles zwei Louis kostet, wo die Cremen die Haut zugrunde richten. Er spricht von Quittenwasser, sterilisierter Lanoline, begeistert sich für Sofia-Wasser, für eine Lösung von Benzoe und Rosenwasser; er trinkt geronnene Milch und massiert sich das untere Augenlid. Er quält Calliope van Langendonck mit Fragen und erkundigt sich bei dieser ionischen Schönheit, was für die Haut gut sei und schlecht sei . . . Dann verschwindet er plötzlich für drei Wochen und erscheint ausgepumpt, bleich und rot wie eine Winde, fieberhaft, spricht nicht, gibt auf Fragen kaum eine Antwort. Er wirft mir dann hastige, kurze Geständnisse hin: „Ein wahrer Schatz, Claudine! Die unschuldige Seele einer Pensionärin! . . . Er ist in der Kaserne zu Châteaub’Eau . . .“

Renaud, der aus einer weniger nachsichtigen und weniger frechen Zeit stammt, kann sich an seinen Sohn nicht gewöhnen. Er hat Unrecht. Bald wird Marcel bemitleidet wegen seines krankhaften Zustandes, bald wieder flüchtet er vor den Bornesanfällen meines Mannes, der ihn ohrfeigen, in die Kolonien schicken will und dergleichen mehr. „Der Kleine“, wie ich ihn nenne, erträgt diese Stürme still, mit einem bösen Blick. Zwischen Vater und Sohn vermittele ich gutmütig, mehr um die Ruhe im Hause herzustellen, denn in der Hoffnung, die Dinge auszugleichen, und mein sonderbarer Stiefsohn scheint mir dafür manchmal Dank zu wissen. Für mich findet er den einschmeichelndsten Ton, um zu sagen: „Claudine, ich habe die

Taschen leer . . .“ Ich bin es müde geworden, ihm zu antworten: „Diese Taschen sind eben löcherig . . .“ und lange ihm einen Louis hin, den er im Nu einsackt, wobei er mir die Hand küßt und mit einem Seufzer der Erleichterung sagt: „Welch ein schicker Typus sind Sie doch, Claudine! Mein Wort, wenn Sie nicht eine Frau wären . . .“

Ja, alldas geschieht in Paris. Aber dieses verdächtige Püppchen hier behalten — und wäre es auch nur eine Woche, — sein spitziges Lachen hören, seine Langeweile zwischen mir und Annie sehen . . . Nein, nein! Ich werde bis zu fünfzig Louis gehen, damit er seiner Wege ziehe und mich in meinem einsamen Kummer nicht störe, auf diesem roten Boden, der nach Buchs riecht, mit wildem Wein befränzt ist, in meinem Casamène! Das unvorsichtige Wort Annies: „Ich gebe Ihnen Casamène“ klingt in meiner Seele einer Landbewohnerin nach. Diese kleine Insel mit dem Labyrinth, mit dem kleinen marmornen Giebel, seinen Gebüsch von Schafslinsnbäumen, dieses Juwel, so altmodisch wie eine Miniaturbroche: alldas soll mir gehören? Ich würde später, an der Seite Renauds, jenen Sinn für das Landleben und die Landwirtschaft entwickeln, den ich von meinen Altvordern überkommen, von diesen emsigen und auf ihr Gut eifersüchtigen Ackerbauern . . .

Wenn ich müde geworden von den Gedanken an Renaud, wenn ich müde geworden die Tage zu zählen, mir seine hohlen Wangen vorzustellen, seinen noch

weißer gewordenen Schnurrbart (er schreibt es mir mit kindischer Verzweiflung), an seine Hände zu denken, deren linke sich müßig öffnet, während die rechte sich schließt, wie um die abwesende Feder zu ergreifen, wenn meine Augenbrauen in dem vielen Nachdenken sich schmerzlich zusammenziehen, dann wende ich mich zu Casamène, meinem neuen Spielzeug. Nicht mit derselben Gleichgültigkeit wie früher hebe ich ein Stück Weinlaub vom Boden auf. Sehe ich ein Nebengewinde am Boden hinkriechen, so binde ich es am Stocke fest und ich widme den Rosenstöcken meine Sorgfalt, um die Knospen des kommenden Jahres zu sichern. Ich frage die Erde und das dürre Gras, mit dem Gedanken: „Dieses Gras ist mein, mein auch die Erde, wo der Wurm hauset, der gewundene Gang des Maulwurfs und noch tiefer der Fels, den das Sonnenlicht nie gesehen; mein auch der Quell, der hundert Fuß tief eingeschlossen ist und dessen erstes, nach Lehm und Rost schmeckendes Wasser ich trinken werde . . .“

Aber Montigny? . . . Nun denn, Montigny wird darum in meinem Herzen nicht geringer. Mein Haus in Montigny bleibt für mich, was es immer gewesen: eine Reliquie, ein Nest, eine Burg, das Museum meiner Jugend . . . Warum kann ich dieses Haus und seinen grünen Garten nicht mit einer Mauer umgeben, die es vor allen Blicken schützen würde? Meine keusche Liebe für dieses Haus läßt mich es in einem Zauber erblicken, der mich allein täuscht. Annie und Martha Payet, Calliope van Langendonck und der dicke

Maugis, wenn ich ihnen mein Haus in Montigny zeigte, würden sagen: „Was weiter? Das ist ein altes Haus!“

Es ist aber kein altes Haus, Ihr Armen im Geiste! Es ist das Haus in Montigny. Und wenn ich einmal sterbe, wird dieses Haus mitsterben . . . Meine erlöschenden Augen werden sich zu seinem von gelber Flechte umsponnenen Schieferdache erheben; auf diesen Wink werden die Blumen seines Gartens sich in wirren Nebel auflösen . . .

„O, meine seßhafte Landstreicherin!“

Armer, armer, geliebter Mann! Ich glaube seine Stimme zu hören . . . Ich fühle einige Scham und habe Kummer. Schulde ich nicht ihm alle meine Gedanken? Aber sie gehören ihm ja, da sie von mir kommen und ich von ihm abhängе, wie ein Schößling eines Rosenstockes, der sich fern vom Mutterstamme unter der Erde verkriecht, ehe er sein erstes zartes Reis emporstreckt.

Eine glühende Sonne, gleichsam eine Erinnerung an den August, versengt und betäubt uns heute. Gestern morgens fror es. Annie sagt nichts. Sie sitzt neben mir auf der Erde, mit dem Rücken an einen Kirschbaum aus dem vorigen Jahrhundert gelehnt, dessen Stamm breit genug ist, um uns beiden als Rückenlehne zu dienen. Mit geschlossenen Augen überläßt sie ihr Gesicht dem Lichte, unempfindlich, in einer Unbeweglichkeit, die mich nicht mehr täuscht. Sicherlich hat sie in gleicher Weise ihren Fuß blindlings jenen dargeboten, die sie gleich Göttern bewundert — den Männern.

Sie blickt in ihr Inneres, gleichgültig gegen diesen Spätsommertag, diesen einzigen Tag, an welchem ich jede Stunde genieße, dessen blaue Schatten ich über die Pflanzensammlung meines Gedächtnisses breite. O, Renaud! Ist es möglich, daß an deinem langen Schnurrbarte glänzende Eisperlen hängen? Das überrascht und verletzt mich zugleich; es entfernt mich zu sehr von dir . . .

In der glühenden Luft fällt das Laub der zwerghaften Akazien Blatt um Blatt, sich leise wiegend, zur Erde. Der Herbst hat sie entfärbt, der grüne

Elfenbeinschimmer ist zu einem glanzlosen Weiß geworden . . .

Ein breit hervorgestoßenes Turteltaubengirren nähert sich uns. Péronnelle hat uns entdeckt und kommt uns die große Neuigkeit mitteilen: Péronnelle ist liebestoll! Wir empfangen sie kühler, als ihr Zustand es verdient. Péronnelle ist jeden Monat liebestoll und es gibt in der Gegend nur wenige Kater.

Schamlos und ausgelassen überläßt sich die Kaze vor unseren Augen uralten Tänzen, deren sämtliche Riten sie bewahrt hat. Sie ist reizend, gestreift wie eine Schlange, der Bauch mit vier Reihen schwarzer Flecke gezeichnet, die Samtknöpfen gleichen, welche ihr Kleid von vollkommenem Geschmack festhalten.

Dreimal hat sie mit gestrecktem Halse und ängstlichen Augen deutlich gerufen: „Mijau!“ Es war der altehrwürdige Ruf, gefolgt von Vogelrufen, die weniger leicht zu merken und zu verstehen sind. Dann kommt ein Serpentintanz, ein Wälzen nach rechts und links, ein Blähen des Halses.

Wieder auf den Beinen schaut sie nach dem Horizont und stößt eine so tiefe und schwere Klage aus, daß Annie aufblickt und lächelt.

— Annie! sage ich.

— Ja, was?

— Dieser Liebestanz Péronnelles, die Bajadere windungen erinnern Sie an nichts?

Sie schweigt und scheint nachzudenken. Ihre

braunen Hände stecken in den Taschen einer großen Hauswirtschürze.

— Ich sehe Sie, Annie, querüber auf dem Bette eines fremden Hotels liegend, liebegirrend, mit hohlen Lenden . . .

Die abgenütztesten Kniffe gelingen stets; Annie greift nach dem Rettungsseil, das ich ihr zuwerfe.

— Ach, ich habe nicht so viel Lärm gemacht, Claudine.

Diese Keuschheit! Diese Hände, die das Bild der Sünde von sich weisen! Wenn ich Annie nicht seit dem neulichen Abend kannte, würde ich mich dadurch täuschen lassen. Sie soll reden! Das ist das einzige — ein wenig fröhliche — Vergnügen, das sie mir bieten kann.

— Es war also ein stilles Entzücken?

Sie wendet langsam die Schulter und sagt:

— Ich begreife nicht, wie Sie, Claudine, am hellen Tage, unter dieser Sonne, so ruhig sprechen können von . . . von dieser Sache . . .

— Sie finden natürlicher, sie zu tun?

Sie hebt einen dünnen Kirschenstengel vom vorigen Jahre vom Boden auf und kaut an diesem kleinen Skelett einer Frucht, das noch den trockenen Kern trägt. Die nach chinesischer Art gezeichneten Augenbrauen senkend sinnt sie nach. Sie ist wie immer ernst und fleißig . . .

— Ja, gesteht sie endlich. Natürlicher und auch leichter . . .

Ich fühle, daß das lustig werden wird. Um Annie besser zu sehen, streiche ich mir die kurzen Haare aus der Stirne, mit jener Bewegung, die fast zu einem nervösen Zucken geworden. Es ist so schönes Wetter, daß man darüber betrübt werden könnte; die Erde erwärmt sich unter meinen Lenden. Die Sonne ändert die Farbe, nimmt hinter den Fichten einen rosigen Ton an. Péronnelle ist vor Müdigkeit eingeschlafen und Toby, der nichts zu tun hat, scharrt ein Loch in die Erde.

— Erklären Sie sich, Annie!

— Das ist nicht leicht, Claudine! Doch wenn ich jemandem in der Welt anhänglich bin, so sind Sie es. Ich möchte nicht gern in Ihren Augen an Wert verlieren . . . In jener Zeit, als ich noch mit Leuten verkehrte, — mit Martha, mit meinem Schwager, mit Maugis, mit meinem Manne, — hielten Sie mich für dumm. Ich bin aber nicht dumm, ich bin nur ein wenig unbesonnen. Das ist nicht dieselbe Sache. Etwas einfältig: das ist der richtige Ausdruck. Eine eigentümliche Blutarmut macht mir alles zu schwer, sobald ich handeln oder auch nur sprechen will. Aber ich habe Ideen, Claudine; ich denke, ich lebe, besonders seitdem . . . kurz, seit . . .

— Seit Baden-Baden, glaube ich. Michel Provins hat das in zarten Worten folgendermaßen ausgedrückt: „Es ist nicht die Schuld der Frauen, wenn sie das Bedürfnis fühlen . . .“

— Und ich weiß jetzt, daß die wehrloseste Frau,

diejenige, die am schnellsten und leichtesten fällt, eben die schüchternste, die stummste ist, diejenige, die weder ihre Schulter, noch ihr Knie den Berührungen des Flirt leiht, diejenige, die am wenigsten an das Schlimme denkt, verstehen Sie? Sie senkt die Augen, antwortet kaum, zieht die Beine unter dem Sessel ein. Sie hat keine Idee, daß was passieren kann. Aber, wenn man ihr die Hand an die Stirne legt, um sie umzulegen und die Farbe ihrer Augen zu prüfen, ist sie verloren. Sie fällt aus Unkenntnis ihrer selbst, aus Angst, aus Furcht vor der Lächerlichkeit — ja wohl, Claudine; — und sie hat auch Eile, daß es bald vorüber sei, um sich nicht länger wehren zu müssen, mit der unklaren Idee, daß sie, wenn sie der Begierde nachgibt, nachher sogleich ihre Seelenruhe und die Einsamkeit wiederfinden wird . . . Allein, es kommt vor, daß sie, an die Sünde rührend, Zweck und Sinn ihres Lebens erkennt und dann . . .

Sie schweigt, hat kurzen Atem und läßt die Augenlider sinken. Ich ahne, wie herrlich dieses Gesicht in dem Vergnügen sein muß, mit seinem keuschen und zugleich gesättigten Ausdruck. Ach, welche Summe von Wonnen hat sie den Säuen hingeworfen!

— Wenn ich Sie gut verstehe, Annie, gilt in Ihren Augen die freie Wahl, das Gelübde der Monogamie sehr wenig?

— Ich weiß nicht, sagte sie ungeduldig. Ich erkläre etwas, was ich weiß: das ist alles. Ich sage mir, daß Frauen wie Sie oder meine Schwägerin Martha . . .

— Dank für den Vergleich!

— . . . den Männern gleich durch das Leben schreiten, mit einer Art streitbaren Logik, einer Ironie, einer räsonnierenden Leichtblütigkeit, die sie vor vielen Schwächen schützt . . . Sie — Martha und noch viele andere Frauen — finden in der Notwendigkeit, auf das Verlangen des Mannes irgend etwas mündlich zu antworten, ein Wortspiel, einen Protest vorzubringen, sich zu zieren oder einfach nein zu schreien, Sie finden in dieser Notwendigkeit noch die Zeit zu denken, sich zu retten . . . Wir anderen, schließt Annie, indem sie einen geheimnisvollen Plural anwendet, wir sind Frauen, die man zu bewaffnen vergessen hat.

Ich war im Begriffe ihr heftig zu antworten: „Dann interessieren Sie mich nicht!“ Allein, ich hielt noch rechtzeitig an mich. Ich bin nicht so grausam, dieses kleine, auf Abwege geratene Gehirn noch mehr zu verwirren, das sich so unschuldig rühmt „zu denken“. Und dann: wozu auch? Sie hat die Wollust ohne Liebe kennen gelernt, sie ist gefallen ohne Adel und ohne die Erniedrigung ihres Falles zu fühlen — was immer sie mir auch neulich gesagt hat. Ich, die ich sie ehemals auf den Weg der Leichtfertigkeit gedrängt habe,*) bin auch nicht berechtigt ihr zu sagen: „Nein, wir sind nicht von derselben Gattung, aber der Unterschied ist noch größer als Sie glauben . . . Es gibt eine Sache, deren Sie vergessen haben, das ist

*) Siehe das Buch „Claudine geht“.

die Liebe! Mich hat die Liebe so glücklich gemacht, mich dermaßen erfüllt mit Sonnen in meinem Leibe, mit Qualen in meiner Seele, mit ihrer ganzen unheilbaren und köstlichen Melancholie, daß ich wahrhaftig nicht weiß, wie Sie an meiner Seite leben können, ohne vor Neid zu sterben!"

Ich habe nicht das Recht, sie so zu betrüben, sie, die neben mir halb ausgestreckt liegend innerlich lächelt und in ihren Erinnerungen Genugtuung findet. Sie reißt sich, nicht aus Faulheit, sondern wie die Katzen erst ihre Muskel erproben, ehe sie ihren Sprung machen . . .

— Einen Nachmittag, wie der heutige, Claudine, kenne ich nur einen einzigen in meinen Erinnerungen. Es war auf dem Lande . . . in . . . in . . . wo denn nur? In Agay, bei Saint-Raphael, blau und Gold, wie eine verlockende Reklame-Affiche, am Ufer jenes Meeres, das eigentlich keines ist, das unbeweglich ist und in den runden Buchten schlummert. Ich hatte eine kleine Villa gemietet, weil ein großer Garten dabei war. Und es war niemand da . . . Sie können sich denken: im Dezember! Maurice Donnay und Polaire waren noch nicht angekommen.

— Sie waren allein dort?

— Nein, natürlich. Ich hatte die Schwäche — o, ich gebe es zu, daß es eine Schwäche war — auf zwei Wochen einen jungen Mann, einen sehr jungen Mann mitzunehmen.

— Kenne ich ihn?

— Ich denke, nicht. Es war ein Chauffeur. Ich war ihm in Monte-Carlo begegnet, wo ich im Riviera-Palace eine ruhige Woche verlebt hatte.

— Dieses Hotel rühmt sich in seinen Prospekten „das am luxuriösesten eingerichtete in Europa“ zu sein. Doch fahren Sie fort. Dieser junge Chauffeur also . . .

— Sein Dienstherr hatte ihn entlassen, weil er auf der Corniche — glücklicherweise auf der guten Seite — umgeworfen hatte . . . Er weinte. Da nahm ich ihn auf zwei Wochen zu mir . . . bis er einen anderen Platz finden würde . . .

— Und heizte er gut?

— Er heizte, erwidert Annie kurz. Aber er kannte keine Mäßigung. Hören Sie, Claudine: man sagt immer, daß das Volk sittenlos wird, daß schon alles verfault ist und was weiß ich noch . . . Nun denn, es gab nichts Redlicheres, als dieser junge Bursche war. Er besaß eine geradezu lächerliche Zartheit. Werden Sie glauben, daß er eines Abends, zur Dinerstunde, mir einen Louisdor brachte?

— Wie, einen Louisdor? Hatte er ihn auf der Erde gefunden?

— Nicht auf der Erde . . . Eine „feine“ Dame hatte ihn auf die Stunde gemietet . . . ohne Wagen. Und er brachte mir seinen Louisdor „für die gemeinsame Kasse“ wie er sagte.

— Das kann Einen zu Tränen rühren. Wie hieß dieser Held, Annie?

— Anthelme. Sein Familienname . . . Meiner Treu . . .

Sie streckt die Hand mit gespreizten Fingern in die Luft, wie um zu sagen, daß sie diesen Namen nicht mehr wisse . . .

— Ich habe ein furchtbar schlechtes Gedächtnis für Namen . . . Kurz, ein reizender junger Mensch . . . ein Pariser Junge . . . Er hatte eine eigene Art „Metreze“ und „Pieno“ zu sagen und Dinge ganz ungezwungen mit ihrem Namen zu nennen, die man sonst nicht laut nennt . . . Er nannte sie mit einem naiven Munde, aus welchem sie sich ganz hübsch anhörten. Besonders eine Sache, mit der er beiläufig ausdrücken wollte: „Rechnen Sie heute nicht auf mich.“ Das Ding will mir nicht einfallen.

— Suchen Sie nicht, Annie.

— Es hat übrigens keine Bedeutung . . . Eines Nachmittags . . . im Garten . . . O, es war so still! Die Mimosas waren blütenlos, die Orangen grün, die Yucas stachelig, eine kleine Meeresbucht zwischen zwei violetten Felsen. Er hatte an diesem Tage baden wollen und trocknete sich ohne Bademantel auf dem Sande der Terrasse . . . Noch sehe ich seine rosige Haut im Schatten einer Fichte . . .

Ich lächle und blicke auf meine nackten Hände, auf welche zu dieser Stunde der Schatten einer Fichte eine bläuliche Hülle wirft . . .

— Sie wissen, Claudine, welches Ergözen eine

solche junge blonde Haut für die Augen und für die Finger ist . . .

— Nein, ich weiß nicht, sagte ich trocken.

Sie schlingt den Arm um meine Taille und fährt in einschmeichelndem, fast mitleidigem Tone fort:

— Sie wissen nicht . . . Dann, Claudine, bewahre Sie der Himmel vor solcher Versuchung!

— Welche Versuchung? fragte ich mit trotziger Schroffheit.

— Das frische Fleisch! flüstert sie geheimnisvoll mir zu.

Ich zucke mit den Achseln.

— Machen Sie sich keine Sorge. Ich und eine Versuchung? Ich habe alles zu Hause.

— Sie haben nicht alles.

Mit der Spitze einer Weidengerte stößt sie in einem Maulwurfsgang und scheint sich völlig in dieses Tun zu versenken. Sie hebt den Kopf nicht, aus Furcht, daß sie den Mut verlieren könnte alles mir zu sagen. Ein kleiner Vogel Strauß! Genügt es ihr, die kleine braune Hand vor das Gesicht zu legen, um ihren Gedanken oder ihren kleinen, heißen, braunen Körper unverhüllt zu zeigen? Ich lache, um sie zu ermutigen und sage:

— Ich habe alles. Sie haben nicht alles. Er oder sie hat etwas. Das Messer meiner Tante ist weniger schön als das Pferd meines Veters. Der Vogel hat den Federhalter des Soldaten gefressen . . .

So beginnt die Methode Ollendorff. Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Annie!

Sie steht noch immer gebückt da und antwortet nicht sogleich. Ich sehe nur ihre Nase, ihre schönen Augenwimpern, die Winkel ihres klagenden Mundes, die immer weinen zu wollen scheinen.

— Hören Sie, Claudine, ich weiß, daß Sie mich sehr lieben . . . Aber seit dem neulichen Abend, an welchem ich mich fortreißen ließ Ihnen alles zu erzählen, fühle ich, daß Sie von mir und von dem Schicksal, das ich mir erkoren, eine geringe Meinung haben . . . Es ist sicherlich ein mittelmäßiger Teil des Glücks, aber ich möchte . . . ich möchte gern auch Ihnen die Überzeugung beibringen, daß jeder nur einen sehr kleinen Teil des Glücks besitzen kann. Selbst Sie, Claudine. Sie tragen Ihr Glück mit einer Art Stolz, mit einer Art stiller Überlegenheit. Man hört ordentlich, daß Sie sich denken: „Mein Glück oder meine Traurigkeit, oder meine Wollust, kurz: meine Liebe — sie sind besser, sie sind anders geartet, als die anderen . . . Selbst im Schlimmen ist alles an mir besser . . .“ Entschuldigen Sie: meine Abkürzung ist etwas gezwungen, aber es ist, um rascher vorwärts zu kommen. Also, Sie denken sich das. Ich aber . . . ich denke nach — ich habe viel Zeit nachzudenken — und ich finde, daß dem nicht so ist, daß Sie in Unwissenheit leben, wenn nicht in dem Bedürfnisse nach alledem, was Ihnen fehlt. Die Liebe . . . sie besteht nicht bloß in dieser . . . in dieser töchterlichen Leiden-

schaft, die Sie an Renaud knüpft, nicht in der freiwilligen Abhängigkeit, in der Sie leben, nicht in der schon ernstesten Zärtlichkeit, die Renaud Ihnen widmet und die sich allmählich köstlich läutert, — das sind Ihre eigenen Worte, beteuert sie angesichts meiner verneinenden Gebärde. — Sie haben an alles gedacht, fährt Annie fort mit einer Stimme, die vor der eigenen Kühnheit zittert, nur an die anderen Liebschaften nicht, die noch Platz haben an der Seite der Ihrigen, die sich an sie herandrängen, ihr mit einem dreisten Stoß der Schultern sagen können: „Rücke doch ein bißchen weiter, jetzt kommen wir“. Ich sage immer „Liebe“, Claudine, weil es kein anderes Wort dafür gibt. Und wenn Sie eines Tages der meinigen begegnen sollten, diesem kleinen, stürmischen, in Jugend strahlenden Halbgott, mit seinen rauen Händen und der schmalen Stirne unter dem dichten Haar, die ich so sehr liebe . . . Nun denn, von diesem kann man keine geläuterte Liebe verlangen. Er fällt über uns her ohne Schonung; er ist nur eitel auf seine Haut, seine Muskel, seine zynische Kraft und man hat an seiner Seite keine Ruhe, nur wenn er schläft. Dann hat man ein wenig Zeit ihn zu bewundern und abzuwarten . . .

Ich stand vorgestern offenbar weit hinter mir selbst zurück. Diese Annie! Welches Mißtrauen gegen mich selbst, welche Unzulänglichkeit hat mich — anstatt daß ich ihr geradeheraus geantwortet, sie nötigenfalls geprügelt hätte — in dem Maße gelähmt, daß ich über einen Sprung der Kaze dumm auflachte? Ich hätte sollen . . . Ach, ich habe Ekel vor mir selbst . . . Ihre kleine Ausführung verdiente . . . Du wirst alt, Claudine! . . . Warum muß aber auch mein bester Teil abwesend sein? . . . Diese Annie! Sie rühmte sich „zu denken“. In der Tat, ich fange an daran zu glauben.

„Mein bester Teil“ hat mir heute morgens einen seltsamen Brief gesendet. Ich denke, daß er die vorhergehende Nacht „gegen mich“ geträumt habe und ich vermute nichts Gutes davon. Wenn tagsüber die Träume über ihm schweben, wie zurückgebliebene Fetzen der berühmten Nebel, dann werde ich unruhig. Ich sehe aus der Ferne seinen bösen, von Seufzern unterbrochenen Schlaf, das leichte Zucken, das seine rechte Hand von Minute zu Minute bewegt, diesen kleinen Weistanz eines übermüdeten Schriftstellers . . .

Er hat geträumt, daß ich ihn betrüge, der arme,

geliebte Schatz! Er schämt sich es mir zu erzählen, er schämt sich es geträumt zu haben; aber er ist schnell bereit Traum und Ahnung zu vermengen, wie eine junge verliebte Putzmamsell.

„Du begreifst, Claudine, ich bin unglücklich, weil ich alt bin . . .“ Ach diese immer wiederkehrenden Worte rühren mich und machen mich lachen . . . „Mein kleines Mädchen, beruhige mich. Du hast eine Art von Redlichkeit, die mich stets überzeugt und ich bin sicher, daß du es mir erzählen würdest, wenn du mich betrögest. Es wäre eine schlimme Bosheit von dir, wenn du dir selbst sagen würdest: „Ich betrüge ihn, aber ich wage nicht es ihm zu gestehen, denn es würde ihn zu sehr kränken“. Nicht wahr: wenn du Verlangen nach jemandem hättest, würdest du mich bitten: gib ihn mir. Und ich würde dir ihn geben und ihn nachher hundertfach töten . . .“

Armer Renaud! Er muß das unter der Einwirkung einer häßlichen, beklemmenden Vorstellung geschrieben haben, in seinem Zimmer mit den schimmern- den weißen Wänden. Ach, wird meine Antwort genug von dem bewahren, womit ich ihn durchtränken möchte? Die Liebesbriefe sollte man zeichnen, malen, schreien können! Wenn er meinen Brief nur mit dem richtigen Akzent lesen wird! . . .

Ich habe ihm von Marcel nichts erwähnt. Die Zeit wäre schlecht gewählt gewesen. Räumen wir die kleinen Steine aus seinem Wege; seine Wiebergene- sung darf nicht straucheln.

Annie bereitet mit liebenswürdiger Gastlichkeit ein Zimmer für Marcel vor. Es liegt neben meinem Toilettezimmer . . . Es wird meinem Stieffohn sicherlich gefallen, denn die Anglomanie des Alain Samzun („mein vormaliger Mann“, sagt Annie) hat unsere Schlafzimmer mit jenem schreienden roten Mahagoni und mit jenem silberschimmernden Zitronenholz geschmückt, welche von Baring und Gillow über den Kontinent verbreitet wurden. Ich beklage mich nicht darüber, wenigstens hier nicht. Meine in Graugrün und Forellenblau gehaltenen Zimmer sind gleichsam eine Fortsetzung des irisierenden Dämmerers, welcher sich des Abends auf diesen Kreis bescheidener Berge hernieder senkt.

Marcel wird — hoffentlich nicht lange — seine kleine Schönheit hinter rosa und grau gestreiften Vorhängen verbergen und wird sich vor einem mit Laubgewinden gezierten, auf Hirschfuhbeinen stehenden Toiletteische pudern. Ich kann mich über seine uns drohende Ankunft noch immer nicht trösten und sage zu Annie :

— Waren wir beide nicht ruhiger, als wir uns die Zeit damit vertrieben, auf Eidechsen zu jagen,

über Liebe und Reisen zu plaudern, Tannenzapfen zu sammeln, auf den Straßen herumzuwandern, wie heute? . . . Betrachten Sie jenen gelben Weg. Er dringt mit einer plötzlichen Krümmung in den Wald ein, mit dem Bogen, den eine Schlange beschreibt, um in die Kühle zu gelangen.

Annie lächelt der stillen Landschaft zu, wie man gleichgültigen Freunden zulächelt. Sie muß im Grunde finden, daß in dieser Landschaft die Männer fehlen.

— Ist Ihnen dieser unerklärliche Besuch Marcel's nicht lästig? frage ich Annie.

Sie läßt sich herbei, ein artiges Mäulchen zu machen und mit einem schwachen Kopfschütteln „nein“ zu sagen. Ihr großer Strohhut — wir hatten für diese Spätsommertage unsere Glockenhütte von Manillaastroh wieder genommen — umflattert mit seinen Seiten ihre glatte Haartour und sie gleicht der Großmutter, die sie um das Jahr 1840 gehabt haben muß.

Der Hund Toby rennt vor uns dahin, jagt nach Kaninchen, Maulwürfen und Grillen. Seine breite, gespaltene Zunge schmückt sein glänzend schwarzes Fell wie mit einem Heideröslein. Wegen der wiedergekehrten Hitze und weil wir ausgegangen sind, ohne zu wissen, wie weit unser Müßiggang uns führen werde, läuft Toby ohne Halsband herum wie ein Landstreicher. Es ist herrlich warm, aber der Wind, der durch das rote, dürre Laub pfeift, erinnert uns, daß der Sommer vorüber ist.

— Was werden wir mit ihm anfangen, Annie?

— Mit wem?

— Mit Marcel.

Sie tut die Hände auseinander, runzelt die Augenbrauen und antwortet:

— Aber nichts, Liebste! Wie seltsam Sie sind! Sie regen sich wegen der Ankunft Ihres Stieffohnes auf, als ob sie Ihnen unangenehm — oder angenehm wäre.

— O ja! ... Ach! ... Annie, Sie bringen mich aus der Fassung. Wie? ich habe einen köstlichen Winkel gefunden, um da so gut wie möglich die Abwesenheit Renauds zu ertragen; ich besitze da einen einzigen Schatz: — eine Freundin, die kein Geräusch macht, einen kleinen Bullen mit einer kindlichen Seele, eine graue, vortreffliche Kaze, und da schickt man mir einen Stieffohn, der seidene Schnupftücher benützt. Was ist Ihre Schuld.

— Meine Schuld?

— Ganz sicher. Hätten Sie geantwortet: „Es gibt in meinem Hause keine Gastzimmer; meine Migräne hat mich genötigt, mich von der Gesellschaft zurückzuziehen“, so wäre alles gut.

— Und Marcel hätte an Ihren Mann geschrieben.

— Das ist nicht sicher. Wollen wir beim „Ende der Welt“ eintreffen? Ich habe Durst.

Das „Ende der Welt“ ist eine armselige Herberge, eingeklemmt zwischen zwei Felsen von hundertfünfzig Fuß Höhe. Von dem Felsen ergießt sich ein steil abfallendes, dünnes Wässerlein, ein weißer Faden,

der unbeweglich scheint und schäumend in ein Becken fällt, das glänzt, als ob es gefirnißt wäre. Die Gastwirthin, eine verschnupfte Krüppelgestalt, lebt da in frostigem Schatten. Zur Sommerszeit werden in der Nähe des Wasserfalles Bänke aufgestellt und die Spaziergänger trinken Bier oder Zitronenwasser. Als ich bei meinem ersten Besuche zu dem Wasserfall emporblickte und ausrief: „Wie schön das ist!“ — antwortete die Wirthin:

— Es ist vor Allem bequem.

— Ah!

— Madame glauben nicht, wie das Bier sich am Fuße dieses Wasserfalles frisch erhält. Darum genießt unsere Herberge ihren guten Ruf.

Er ist angekommen! er ist da! Der alte Gaul Polisson hat einen Koffer in Pergamentleder von der Bahnstation abgeholt, das Gittertor hat unwillig gefreischt, Toby hat gebellt, Péronnelle hat sich auf die Sonnenuhr geflüchtet und Annie hat — ich habe es mit eigenen Augen gesehen — zu lächeln geruht. Ich möchte am liebsten durchgehen; es gibt zu viel Bewegung im Hause.

Und doch ist es ein armes Wesen, das ich vom Bahnhofe abgeholt habe. Ein bleicher, hohler, erschöpfter Marcel mit großen, unruhigen Augen, der auf mich losstürzte und rief: „Ach meine arme Freundin!“ — in einem so trostlosen Tone, daß ich einen Augenblick für Renaud und für mich zitterte . . . Glücklicherweise beruhigte mich die erschrockene Zungenfertigkeit meines Stiefsohnes.

— Meine arme Freundin! Abgetafelt, glatt gehobelt, zu Tode gehegt, keinen Sou in der Tasche; kann nicht zu mir heimkehren, noch auch zu Ihnen . . . Verfolgt, gebrandschagt, in Gefahr ins Loch gesteckt zu werden . . .

Ich unterbrach ihn trocken mit den Worten:

— Sehr nett, diese Wortspiele. Wollen Sie nicht etwas deutlicher reden?

Er erhob seine durchsichtigen Hände:

— Ach, Claudine, glauben Sie, daß ich weiß, wo mir der Kopf steht? Sie werden alles verstehen. Man hätte nie geglaubt, daß er ein kleiner Gauner sei.

— Ach, ein kleiner Gauner!

— Mehr als das, Feuerste; eine Bande! Dreimal, — hören Sie? — dreimal haben sie mich auf der Straße angehalten und meine Taschen umgedreht . . . Und die Erpresserbriefe und die Drohungen mit dem Revolver! . . . Und der kleine Gauner, der mir eine Rührszene mit Tränenerguß machte und sich auf die genotzüchtigte Jungfrau aufspielte! Und die Polizei! Und alles andere! . . .

— Ein häßlicher Streich, mein Junge!

— Wie Sie sagen . . . Am Ende forderten sie eine Menge Geldes, dreitausend Franken! Um diesen Preis versprachen sie mir, mich in Ruhe zu lassen . . . Sie haben meine Bitte um diese Summe abgelehnt, und — nun bin ich da. Denken Sie sich, daß ich fast den Zug versäumt habe.

— Sie können sich bei Annie bedanken.

— O ja; und auch bei Ihnen, trotz der abge schlagenen dreitausend. Sie sehen ganz prächtig aus, Claudine.

Er zieht einen kleinen Spiegel aus der Tasche und betrachtet darin eines seiner Augen. Da breche ich endlich ungeduldig los:

— Sie sind nicht neugierig, Nachrichten von Ihrem Vater zu erhalten?

Marcel erwidert mit einem gezwungenen Lächeln:

— Ich denke wohl, daß Sie zuerst von ihm gesprochen hätten, wenn ein Rückfall eingetreten wäre.

Er gähnt, erbleicht plötzlich und stützt sich auf einen Tisch.

— Was? Sie verdrehen die Augen?

— Ich weiß nicht, stammelt er; ich bin so müde . . . Könnte ich nicht eine Kraftbrühe haben und ein Bett?

Seit jenem Tage schläft er. Ich habe nichts anderes zu verzeichnen. Er schläft. Wenn er erwacht, verlangt er Speise und Trank, fragt nach der Zeit und schläft wieder ein. Ich schreibe an Renaud:

„Marcel hat uns das Vergnügen bereitet, Casamène zu berühren. Beunruhigen Sie sich nicht, geliebter Renaud; er ist wohlauf, führt hier ein ruhiges Leben und hat keine Geldbedürfnisse . . .“

Ich bin nicht ganz bei der Wahrheit: Marcel ist still und in sich gefehrt wie eine Nonne. Anfänglich über seine Lethargie beunruhigt, habe ich die Wohlmeinung des Arztes des Städtchens, des Vaters Lebon eingeholt. Der dicke, asthmatische Mann ließ sich ächzend auf unsere Anhöhe heraufführen, sprach von seinen eigenen Übeln, Beklemmungen, Erstickungsanfällen und ich mußte ihn sogleich mit einem Grog stärken. Dann erst war er bereit, den Puls, die Zunge und

die zarte Haut meines Stieffohnes zu prüfen, worauf er in zweifelndem Tone sagte:

— Soll das nicht ein Wachstumfieber sein?

Diese schöne Diagnose kostete mir zehn Franken, aber mir war nicht leid um dieses Geld.

Dreimal des Tages steige ich zum Stockwerk hinauf, gehe den Korridor entlang, klopfe an die Türe und trete ein, noch ehe ich eine Antwort erhalten habe. Marcel liegt da, im Schatten der Bettvorhänge. Ich sehe nichts als ein weißes Gesicht und quer darüber eine lange blonde Haarlocke, eine lässige Hand mit schlaffen, warmen Fingern, die aus dem Ärmel des leinenen, auf der Brust offenen Hemdes hervorlugt. Wenn er schläft, stelle ich eine Tasse Fleischbrühe auf das Nachttischchen hin und gehe fort, ohne meine Schritte zu dämpfen.

Zuweilen gibt es ein wehleidiges Gähnen, einen unartikulierten Ruf, der mich zurückhält; dann bleibe ich eine Weile da.

— Sind Sie es . . . hm . . . das Mädchen?

— Nein, ich bin es.

— Ach, Sie, Claudine? Wie viel Uhr haben wir jetzt?

— Drei Viertel.

— Schon! Habe ich so lange geschlafen? Ich bin so schläfrig . . . Was haben Sie mir gebracht?

— Einen kalten Huhnflügel und Johannisbeeren-Marmelade.

— Sehr gut. Aber ich möchte vorher warmes

Wasser haben. Dank! Ist Annie wohlauf? Entschuldigen Sie mich bei ihr . . . Was für ein Wetter gibt es heute?

— Heute ist der siebenzehnte.

— Sie sind sehr gütig. Gute Nacht, Claudine.

Und ich gehe wieder hinab, für einige Stunden meiner Pflichten einer bösen Stiefmutter ledig. So stehe ich zwischen Renaud, der in das kalte Hochgebirge der Schweiz geschickt wurde, und seinem Sohne, der hier in Lethargie versinkt. Entschieden: der Himmel wollte mir nicht die Seele einer barmherzigen Schwester geben. Die Kranken betrüben und reizen mich, die Kinder ärgern mich . . . Ich habe eine hübsche Natur! Zur Strafe würde ich verdienen, ein halbes Duzend kleine Kinder zu waschen, zu kleiden, zu säubern zu haben.

Ich ein Kind! Wie fängt man das an? Sicher: wenn ich niederfäme, brächte ich ein kleines Ungeheuer zur Welt, haarig, getigert, mit Krallen. Ein prächtiges Schaustück für Barnum & Bailey.

Meine arme Annie hat die letzten Tage bunte Dinge gesehen. Seit der Ankunft Marcells bin ich schwer zugänglich. Ich spreche mit Annie nur, um sie zu necken oder zu demütigen — was sie übrigens mit stillem Behagen erträgt.

Am Abend sticht oder liest sie. Ich lese oder spiele mit dem Feuer (denn es ist jetzt kalt). Ich handhabe den Blasebalg, wähle die Holzblöcke in der Kiste, wie man bevorzugte Bücher wählt. Dabei beobachte ich tiefes Stillschweigen.

Ein leises Klirren von Porzellangeschirr im Korridor kündigt mir, daß man Marcel die Tasse Lindenblütentee bringt, den er um zehn Uhr trinkt. Ich presse die Lippen zusammen, um nicht loszubrechen, um nicht die Lampe, den Tisch, Annie und Marcel hinwegzufegen und ihnen zuzurufen: „Fahrt ab! Ich habe das Bedürfnis allein zu sein, ich will kein Leben um mich her sehen und hören!“

Doch das geschieht nicht. Sie würden mich erschreckt fragen: „Warum?“ Soll ich immer erklären, immer erklären? Die Menschen sind erstaunlich: sie würden nicht wagen, sich nach deinen intimen Funktionen zu erkundigen, aber sie befragen dich ungezwungen und ohne Rückhalt über die Beweggründe deiner Handlungen.

— Martha beauftragt mich, Ihnen ihre herzlichsten Grüße zu übermitteln, sagt Annie, einen Brief zusammenfaltend.

— Martha? Martha Payet? Sind Sie denn nach Ihrer Scheidung in Verbindung mit ihr geblieben?

Zwischen uns beiden dampft die Morgen-Schokolade. Der Ofen brummt. Trotz der englischen Sessel mit den unbehaglichen Lehnen, trotz der Anrichtische im Style Maple, hat der lange Speisesaal, Gott sei Dank, sein provinzielles Gepräge bewahrt; er hat ein einziges Fenster und viele Schränke für Liköre, Gewürze und eingemachte Früchte. Man muß hier ehemals viel und mit Andacht gegessen haben. Wir sind gar kleine Gestalten in diesem Speisesaale. Annie in blauem Morgenkleide, ich in einem Kleide von rotem Wollstoff mit Mönchsärmeln, die Haare wirr und die Gedanken klar; denn der Morgen bringt mir, die ich gesund bin, meine Munterkeit und meinen guten Appetit wieder.

Die Schokolade duftet; ein Silberstrahl der Sonne spielt in meiner Tasse. Renaud geht es besser, er spricht in seinem Briefe von Reiseplänen, von einer

Flucht in sonnigere Himmelsstriche, von selbstischen Freuden, die wir beide allein genießen werden . . . Welch' ein froher Morgen!

— Also, Sie stehen mit Martha im Briefwechsel? frage ich Annie wieder. Ich glaubte, Sie wären überworfen.

— Wir waren es; doch als ich vor zwei Jahren vorübergehend in Paris weilte, trafen wir uns zufällig. Ich wollte weiter gehen, ohne ein Wort zu sagen, als sie sich mit den lebhaftesten Zeichen der Liebe auf mich warf und mir beteuerte, daß sie mir ihre ganze Liebe bewahrt habe und weit entfernt, mich zu tadeln, es vollkommen billige, „diesen hochnasigen Tölpel“ verlassen zu haben. Es scheint, daß ihr Bruder ihr eben eine gewisse Summe, deren sie bedurfte, abgeschlagen hatte.

— Eine Summe, welche Sie, Annie, nach dieser rührenden Versöhnungs-Szene ihr gaben.

— Ja Woher wissen Sie es?

— Ich errate es, mein Kind . . . Ich besitze diese Gabe.

— Sie hat mir übrigens nach kurzer Zeit das Geld zurückerstattet.

— Wirklich? Das wundert mich noch mehr.

— Seit jener Zeit hat sie einen „Bekannten“, der sie mit Juwelen, Spitzen und allem überhäuft.

— Und Maugis?

— Maugis hat sie auch behalten, um — wie

sie sagt — jemanden zu haben, mit dem sie sich zanken kann.

— Und ihr Mann?

Annie spielt verlegen mit einem Briefumschlag.

— Ach, das ist nicht der schönste Teil der Geschichte, sagt sie dann. Der arme Leon ist unglücklich, so unglücklich, daß er anfängt Talent zu haben.

— Im Ernste?

— Im vollen Ernste. Haben Sie seinen letzten Roman „Eine Frau“ nicht gelesen?

— Meiner Treu, nein. Er hat ihn mir zugesendet; da ich aber keine Ursache hatte, ihn für weniger langweilig zu halten, als die früheren, habe ich die Blätter nicht aufgeschnitten.

— Lesen Sie ihn, Claudine. Es ist ein Tagebuch, treuherzig, von einem selbstgefälligen Schmerze getragen . . . Seine Freunde haben sich entrüstet, der arme Leon gilt jetzt für einen Zyniker, für einen genialen, aber gemeinen Menschen.

— Ich beklage ihn nicht. Wenn ein Mann nur gehört zu werden brauchte, um Talent zu haben, müßte Ihr Gatte, Annie, ein Fürst der Literatur sein.

Während sie lacht wie ein Schulmädchen, wobei ihre schweren Haarflechten ihren Kopf nach rückwärts ziehen, öffnet sich die Türe und Marcel erscheint.

Marcel in weißen Molleton gekleidet, bleibt stehen und streckt schüchtern wie eine Badende einen Fuß vor . . . Annie hört plötzlich auf zu lachen und betrach-

tet ihn, der klagende Mund halb offen, während ich in plötzlich aufflammendem Zorn schreie:

— Das ist aber nicht gescheit! Mein Junge, trachten Sie sogleich wieder ins Bett zu kommen! Ich habe es satt, Sie jeden Augenblick die Augen verdrehen und auf die Teppiche hinsinken zu sehen.

Annie, die die Szenen fürchtet, legt sich ins Mittel.

— Aber keineswegs . . . Nachdem Sie schon heruntergekommen sind, Marcel, setzen Sie sich auf jenen Sessel, mit dem Rücken zum Feuer . . . Haben Sie schon gefrühstückt?

— Danke. Ich muß mich bei Ihnen sehr entschuldigen . . . Ich habe bei Ihnen eine unverhoffte Zuflucht gefunden, meine teure Annie!

Seine teure Annie! Wird er sie nicht auch duzen? Wenn der Keller nicht zu feucht wäre, wie gern würde ich diesen . . . diesen Marcel dort einschließen.

Er macht es sich bequem, streicht sich Butter schnitten, ißt, füllt seine Tasse, dreht seinen Löffel, wobei er den kleinen Finger in die Höhe streckt, läßt die Sonne in seine großen, offenen, glücklichen Augen scheinen.

Diese zehn Tage Bettruhe, der ausgiebige Schlaf, diese Fütterung mit Huhn und Fruchtsäften haben ihn um zehn Jahre verjüngt. Er ist wieder der Jüngling Marcel, derjenige, den ich vor meiner Ehe gekannt habe, dessen Wangen ich bewundernd streichelte, um zu

sehen, ob „das lebendig sei“, und um nachher meine Fingerspitze zu betrachten, und überrascht zu sein, weil ich keine Spur von Puder daran fand, gemischt mit jener grünlich-blauen Farbe, welche dazu dient, blaue Adern auf die Haut zu malen . . . Dieser Junge ist in meinem Alter? Alle Sonnen des Sommers haben sich in dem Gold meiner Haut gespiegelt, haben eine braune Hülle über meine trockenen und heißen Hände gelegt und der Wind hat einen feinen, brennenden Spalt in meine schön gewölbte Oberlippe gerissen . . .

Annie betrachtet Marcel mit Gefühlen, die sehr verschieden von den meinigen sind und die sie in dem einfachen Ausrufe zusammenfaßt:

— Wie ergötzlich ist es, hier einen Mann zu sehen!

Der „Mann“ macht ein Mäulchen, in welchem etwas von Allem liegt: Eitelkeit, Unbehagen, und Bescheidenheit eines Menschen, der so viele Freundlichkeit nicht erwartete . . .

Seine kleine Krankheit hat unter seinen Augen zwei kleine, braune Täler gegraben, zwei poetische, wollüstige Schrammen. Annie ist nicht mehr. Denkt sie beim Anblick meines Stieffohnes an den kleinen Chauffeur von Agay, oder an den Hoteljäger von Karlsbad? Sie kann in ihren Erinnerungen wählen. Mein Gott! wie würde ich lachen, wenn sie sich in Marcel verliebte! Mangels eines Besseren . . . Aber ich kenne ihn . . . Er wird sich nicht leicht fangen lassen . . .

— Geht es Papa gut, Claudine?

— Danke, nicht schlecht. Er schreibt mir dreimal wöchentlich.

— Kommt er bald zurück?

— Ich weiß nicht. Die Ärzte behaupten, er sei durch die Höhenluft mehr galvanisiert, als wirklich geheilt . . . Er wird drei Wochen, vier Wochen, vielleicht noch länger bleiben. . . .

— Mein Gott, wie lang! ruft Marcel höflich aus.

— Das will ich glauben.

— Ach, die Überarbeitung, meine Liebe! So ich zum Beispiel . . . Doch ich fürchte Annie zu langweilen . . .

— Keineswegs.

— Übrigens bin ich geheilt! Sie sind meine beiden Engel!

— Ja, ja, das ist abgemacht . . . Wann reisen Sie?

Die zarte Röte entweicht aus seinen Wangen, er wirft einen ängstlichen Blick nach der Türe . . . Ich schäme mich ein wenig.

— Ich wollte fragen, ob Sie nichts vorhaben, was Sie nach Paris oder anderswohin ruft?

— Schon die bloße Vorsicht. . . beginnt Annie.

Sie beendet den Satz nicht, aber ich fühle den mittelbaren Vorwurf. Mein Gott, die weiß zu leben! Annie würde sich gewiß nicht bei einer Freundin einmischen, um dort Tiere und Menschen zu beherrschen, die Stunde der Mahlzeiten zu ändern, den schläfrigen

Pächter aufzurütteln, daß er die in der Erde vergessenen Kartoffeln endlich einheimfen lasse.

Nein, ich werde schweigen. Und das wird noch schlimmer sein. Sie sollen zittern, denn ich werde höflich und unpersönlich sein . . . Vergeblicher Entschluß! Solche Dinge muß man von Rindsbeinen auf erlernt haben.

Die Stille wird drückend. Annie leidet, Marcel fragt das Tafeltuch von grober Leinwand. Ich starre in den leuchtenden Stern, der in dem Türchen des Ofens ausgeschnitten ist. Endlich holt meine braune Freundin tief Atem und wiederholt mit einer schwachen Stimme, die wie ein trüges Echo klingt:

— Sie haben gewiß nichts, was Sie nach Paris zurüchruft?

— Nein, nichts. . . . Sogar im Gegenteil . . .

Ich lache laut auf. Ach ja: im Gegenteil. Er hat Angst vor dem Gefängnis, oder vor noch Schlimmerem. Welcher Jammer!

— Sie machen uns denn das Vergnügen, noch eine Weile da zu bleiben?

Diese kleine Phrase klingt ganz harmlos. Nun wohl: im Munde Annies ist das nicht mehr und nicht weniger, als ein Gewaltstreich, eine Unabhängigkeits-Erklärung, ein Akt der Empörung gegen Claudine!

Marcel, der klüger ist als sie, hat dies gefühlt. Und er blickt unschlüssig auf mich, während er antwortet:

— Sie sind zu gütig, Annie . . . Aber . . .

— Bleiben Sie, Marcel! Genug der Ziererei!
sage ich.

Ich habe meine Hand auf seine Schulter gelegt;
es war ebenso gut ein Schlag wie eine Liebkosung;
und meine Eigenliebe einer ungastlichen Hauswirtin
fühlt mit Genugthuung diese zarte, fast weibliche Schul-
ter unter meiner rauhen Berührung sich beugen.

Wir haben unser Leben zu dreien eingerichtet und es gestaltet sich weniger peinlich als ich befürchtet hatte. Renaud schreibt mir beruhigende Briefe voll heißer Dankbarkeit, die ich gar nicht verdiene. „Ich war deiner so sicher, Geliebte; ich wußte, daß du alles ordnen werdest. Du hast mir Ruhe verschafft und nun hast du sogar diesen verlorenen Sohn, den ich so schlecht erzogen habe, nach Port-Annie gerettet . . .“

Dieser Brief, dieser Aufschrei einer Dankbarkeit, die ich so wenig verdiene, erpreßt mir Tränen der Scham; ich möchte die Fenster einschlagen, die englischen Möbel mit Fußtritten zertrümmern. Toby allein hat es gewußt; wie ein kleiner schwarzer Gnom unter dem Tische liegend hat er, noch ehe ich mich rührte, das Nahen des verheerenden Sturmes gefühlt. Ängstlich und am ganzen Leibe zitternd hat er sich auf seinen kurzen Hinterbeinen aufgerichtet, seinen dicken Kopf mit den Negeraugen und den glänzenden Zähnen auf den flachen Tisch gelegt.

Ja, das Leben entwickelt sich. Ich trachte es nach meinem Willen einzurichten und das gelingt mir nicht immer. Ich errate, daß zwischen Annie und

Marcel, die außerhalb meiner Anwesenheit nicht drei Worte mit einander wechseln, ein geheimes Bündnis — ein Bündnis der Schwachen und Listigen — besteht. Mein Stiefsohn, erfahren in der Kunst die Wirkungen zu steigern, kramt allmählich eine Sammlung von Halsbinden aus, flache Mügen mit großen Schirmen, Knickerbockers und Tyrolerstrümpfe, die geeignet sind die Mengen zu fanatisieren. Er besigt einen gewissen Norfolk suit — noch immer ein wenig stark gepuht — in welchem er den Bagen spielt. Annie wird durch dieses Spiel erregt; ich bemerke, daß sie dreimal des Tages den Haarknoten, der ihr im Nacken sitzt, frisch in Ordnung bringt und es geschieht nicht selten, daß sie zu Tische kommt und mit den Resten fürlieb nehmen muß. Ich verachte alle diese Künste und behalte meine kurzen Homespunröcke und die warmen, geschmeidigen Chemisetten, deren glatte Farben — hell orange, chinesisches rosa und türkisgrün — mich schöner machen und sich von den rostfarbenen Rasenplätzen angenehm abheben. Ein härenes Überkleid, darunter ein Rock von Linon de princesse, Doppelsohlen an den Füßen und nichts auf dem Kopfe: so stelle ich mir das physische Glück hienieden vor. Marcel nennt mich lachend „Tochter der Mévas“ und ich lehne mich auf dagegen. Die Mévas sind gefährliche Narrinnen, mit ihren Manien, auf der harten Erde zu schlafen und rohe weiße Rüben zu essen. Rohe Rüben! Wie fein muß der Atem einer süßen Meva-Bräut duften!

Wenn mein kleines Volk (meine kleine Törrin und mein junger Befehrter) nicht mit einander flüstern, dann weichen sie mir aus; etwas hat sich geändert in meinem stillen Königreich.

— Was macht man heute, Claudine?

— Was Sie machen, Marcel, weiß ich nicht; ich werde Tannenzapfen sammeln, vielleicht auch Pilze. Und Sie, Annie?

— Ich? . . . Nichts . . . Ich weiß nicht.

— Da nunmehr das Programm der Festlichkeiten festgestellt ist, sage ich euch gute Nacht, meine Kinder. Ich bin bis zur Dinerstunde mit Arbeit versorgt.

Und ich mache mich auffällig auf den Weg, mit einem Korbe an jedem Arme, in Gesellschaft Tobys, der Promenade-Toilette trägt. Diese besteht hauptsächlich in einem Apfel, den er im Maul zu tragen hat, einem großen Apfel, der ihm die Kinnladen auseinanderhält und ihn augenscheinlich ärgert.

Ich habe kaum fünfzehn Schritte zurückgelegt, da holt mich Marcel laufend ein.

— Wo ist das mit den Tannenzapfen?

— Unter den Tannen.

— Weit von hier?

— In dem kleinen Wäldchen, jenseits der Felschlucht.

— Ich gehe mit Ihnen.

— Wenn es Ihnen beliebt . . .

Ich pfeife dem Hunde und gehe rasch durch das feuchte Gras.

Marcel wirft einen Blick des Bedauerns auf seine glänzenden gelben Schuhe, zögert einen Augenblick und folgt mir dann. In dem Tannenwäldchen ist es halbdunkel wie an einem Gewittertage und es herrscht tiefe Stille wie vor einem Sturme. Der Geruch der Tannenzapfen, des welken Laubes und der über Nacht aufgegangenen Pilze verjüngt mich um fünfzehn Jahre. Ich sehe mich wieder in Montigny mit meiner Milchschwester Claire . . . Die Schafherde weidet dort jenseits des Waldes . . . An einem Feuer von dürrem Grase werden die Äpfel gebraten.

— Was singen Sie, Claudine?

— Ein Liedchen aus meiner Kinderzeit.

Ein Liedchen, das von weither kommt, von Montigny aus dem Frenois-Lande. Noch jetzt höre ich meine rauhe, frische Stimme . . . Ein Liedchen aus der Zeit vor meinem Leben, vor Renaud, vor meiner Liebe . . . Ach, wie liebe ich meine Kindheit!

Fragt nicht lange, Mutter,
Ich komme von Dijon,
Dort schaute ich das Banner
Des Prinzen von Bourbon . . .

Stumm und emsig, an alles andere vergessend, sammle ich die Tannenzapfen, beschmuge meine Finger mit einem duftigen Harze. Endlich richte ich mich mit müdem Rücken auf und sage:

— Plagen Sie sich doch nicht damit, Marcel!
Sein rasiertes Kinn streckt sich spitzig vor; seine

blauen Augen, unter dem Mützenchirme ganz dunkel, schauen mich mit kindischer Bosheit an.

— Glauben Sie denn, daß ich meine Finger in alle die Schweinereien stecken werde? entgegnet er dann.

— Das sind keine Schweinereien, das ist Harz.

Er bückt sich und hebt zwischen zwei Fingernägeln einen dürren Tannenzapfen auf und wirft ihn in den Korb, weit ausholend wie die kleinen Mädchen, wenn sie einen Stein schleudern wollen.

— So, ich habe genug gearbeitet . . . Schau, da kommt Annie.

In der Tat, es ist Annie. Sie trägt auf dem Haupte eine Capeline von roter Leinwand, die sie ihrem Badekostüm entnommen hat; das Band ist unter dem Kinn festgeknüpft. Langsam, müßigen Schrittes wandelt sie daher und ihr zerstreuter Blick scheint zu sagen: „Ich komme nicht, um euch einzuholen; ich komme zufällig vorüber.“

— Annie-e! . . .

Das Echo der Felschlucht gibt diesen Ruf schwach, aber deutlich wieder. Sie erwidert aus der Ferne: „Clau-di-ne!“ Doch kein Echo wiederholt ihren Ruf. Auf einem Teppich von Fichtennadeln sitzend enthaare ich sorgfältig einen ganz frischen Moosschwamm, der in einer Hülle von feinem Grase sitzt. Er ist feucht und kalt, mit Perlen besetzt und zart wie die Nase eines Lämmchens und so verlockend, daß

ich ihn, anstatt ihn in den Korb zu tun, sogleich esse. Er riecht köstlich nach Trüffel und Erde . . .

— Was essen Sie da? ruft meine Freundin.

— Pilze!

— Gott! Sie wird sich vergiften! Verhindern Sie sie daran, Marcel! . . . Ich bringe die Post, fügt sie hinzu.

Warum muß ich aus diesem so einfachen Sage eine Art Entschuldigung ihres Kommens heraus hören? Diese theatralische Art, einen Eintritt oder einen Abgang zu erklären, ist mir zuwider. Ich bin allerdings nicht leicht zu behandeln . . . Die Leute, die mich dreimal gesehen haben, täuschen sich darüber leicht. Wenn man mich sieht, mit meinem fliegenden Haar, meinem den Boden segnenden Rock, meinem festen Schritt und geraden Blick, sagen sich die Leute: „Das ist ein Weibchen, wie ich es brauchte; flink, lebhaft, leichtblütig!“ Versucht es nur. Wenn ich ein Mann wäre und mich von Grund auf kenne, würde ich mich nicht lieben; denn ich bin ungesellig, auf den ersten Blick vernarrt oder empört, habe eine Bitterung, die sich unfehlbar wähnt und keine Zugeständnisse macht, bin mit Manien behaftet, heuchle die Bohème, bin im Grunde sehr eigennützig, neidisch, aufrichtig aus Trägheit und verlogen aus Schamhaftigkeit . . .

Das sage ich heute; morgen werde ich mich reizend finden.

— Ich habe einen Brief von Papa, Claudine.

— Ah!

Ein Ah! der Verbrossenheit ist mir entschlüpft. Ein Brief von Renaud, der nicht für mich bestimmt ist! Und dieser Marcel, listig wie ein Mädchen, hält das seit dem Morgen vor mir geheim!

Am Ende des Korridors, wo es nach Heu und Hafer riecht, wünschen wir uns mit hochgehaltenen Lampen „gute Nacht!“ Ich leuchte absichtlich Marcel ins Gesicht, in dieses Gesicht mit den schmalen Schläfen, den blauen Augen, der glatten, grausamen Stirne, dem durch ein längliches Grübchen gespaltenen Rinn, wie auch Rest es hat . . . Der viele, keusche Schlaf, die Vergluth, einige Wochen scharfe Kälte und der Sonnenschein haben genügt, um allen feinen Zügen eine beunruhigende Weiblichkeit wiederzugeben. Der Mund hat einen feuchten Glanz und öffnet sich, wenn man ihn betrachtet, aus gewohnter Koketterie.

— Sie pudern sich, Marcel?

— Immer ein wenig. Es weht in dieser Gegend ein so scharfer Wind!

— Man liefert ihn uns nach Maß. Gleichviel, Sie haben ein Aussehen . . .

— Welches Ihnen Ehre macht!

— Sagen Sie: hat Renaud nichts Besonderes geschrieben?

Marcel lacht mitleidig.

— Immer dieselbe! Treten Sie einen Augenblick ein, ich werde es Ihnen vorlesen.

Das in grau und rosa tapezierte Zimmer duftet nach Heu und nach einem zweiten, feineren Parfüm. Ich weiß nicht, ist es Entzücken oder Ekel, was mich erfasst. Ich stelle meine Lampe auf den Tisch und Marcel reicht mir gutmütig Renauds Brief . . . Derselbe enthält liebenswürdige Redensarten, mehr die eines Kameraden, als die eines Vaters, Nachrichten über den Schnee, Toboggan-Anekdoten und folgende rührende Zeilen: „Habe acht auf Claudine, mein Kleiner. Sie ist ebenso mein Kind wie du und ich weiß nicht, welches von euch beiden ich dem andern anvertrauen soll . . .“

Ich lächle traurig, während ich zusehe, wie Marcel sich entkleidet. Er behandelt mich mehr als Kameradin, denn als Stiefmama und entkleidet sich ruhig in meiner Gegenwart.

— Teufel! Diese Unterhose von rosa Seide! Alles für Casaméne! Glückliche Annie! sage ich.

— Aber machen Sie doch keine Späße! (Er löst seine Krawatte vor einem geneigten Spiegel und stampft ungeduldig mit dem Fuße.) Sie können sich wohl denken, daß es nicht für Annie ist, noch für Sie.

Sie wissen ja, in welcher Hast ich meinen Koffer gepackt habe und . . .

— Man hat Sie aus Paris nicht verfolgt?

— Gott sei Dank! seufzt er, in einen Lehnstuhl sinkend, behaglich in einem Hausrock von weißem Flanell. Immerhin eine häßliche Geschichte. Ach, die Lyceumschüler! Man wird mich nicht wieder erwischen! . . .

— Aber Sie sagten, es sei ein Gauner gewesen!

— Ja, aber durch den Schüler habe ich den Gauner kennen gelernt.

— Ein seltsamer Kanak!

— Das ist eine verwickelte Geschichte. Hören Sie sie in großen Zügen. Nancy . . . Sie kennen ja Nancy. . . diesen reizenden Blondin, der so rosig ist wie ein Bonbon? . . .

— Ich kenne ihn nicht.

— Sie sind einzig! Mit Ihrer Manie, immer um meinen Papa zu sein, wissen Sie nicht, was in der Welt vorgeht. . . Kurz: Nancy, dieser Engel, der einer kleinen Heiligen in Glasmalerei glich — war halbpart mit dem Gauner!

— O!

— Er warb schicke Typen unter den Bekannten seiner Familie und da er es nicht wagte, für seine eigenen Gunstbezeugungen die Preise zu machen, machte er einen Auftrieb für den kleinen Falschspieler und teilte mit ihm die Gewinnste. Ach, die Jugend ist so schön!

— Schaut den Achtzigjährigen!

— Nicht meine Jugend beklage ich, Claudine, sondern die ihrige! Was wird aus allen den hübschen Jungen werden? Nur selten bleibt einer glatt und weiß; die meisten werden heifere Hähne, mit Pusteln und schmutzigen Bärten, und laufen den Küchenschürzen nach. Ihre Hände werden plump, ihre Stimme ändert sich. Es sind junge Leute, wenn Sie wollen; aber es ist nicht mehr die berauschte Jugend, die Schönheit ohne Riß! . . das frische Fleisch! . . .

„Das frische Fleisch . . .“ Wo habe ich diese wol-
lüstigen drei Worte gehört, in welche der Mund
hineinzubeißen scheint, indem er sie ausspricht? Ach
ja, Annie! Was sagte sie? „Gott bewahre Sie davor,
Claudine, durch frisches Fleisch verlockt zu werden . . .
Sie können nicht wissen! . . .“ Zwei blöde junge Un-
geheuer! Die Liebe als Fraß aufzufassen!

Ach Renaud! wie muß ich klug und still die Achseln zucken, wenn ich sehe, daß Ihr heutiger Brief sich mit jener Sorge um das Detail, die anfänglich über Ihnen im Grunde wenig methodischen Charakter täuscht, mit unserer nächsten Sommerreise befaßt. Monat um Monat, Ort um Ort. „Im Juni werden wir Paris verlassen, um schöne sechs Wochen in Montigny zu verbringen. Ende Juli gehen wir nach Bittel . . . Um die Mitte September eine kleine Rundreise nach dem Schwarzwalde . . . Das ist nicht mehr Mode, aber schön . . . Was sagst du dazu, Geliebte?“

Ich? Ich sage natürlich ja. Würde ich nein sagen, so würden Sie zuerst schmollen, dann würden Sie einen anderen Reiseplan ausarbeiten, eine andere Heilquelle ausfindig machen . . . Und meine Zustimmung ist für mich doch kein Opfer! Wohin Sie wollen und wie Sie wollen! . . . Da ich sicher bin, an Ihrer Seite alles zu finden, was ich brauche — zuweilen sogar etwas mehr — wende ich der Zukunft gleichgültig den Rücken. Ich gehe ihr sorglos rücklings und langsamen Schrittes entgegen.

Ich sagte: sorglos, aber nicht geduldig. Wenn Sie nach der festgesetzten Stunde heimkehren, wenn

mein Durst im Sommer eine lange Minute auf ein Glas frisches Wasser warten muß, wenn die Aprikose, die ich im Spalier essen will, sich gar zu langsam färbt, dann wüte ich, stampfe ich und seufze, daß es Steine erweichen könnte. Aber alldas macht mich nicht Ihnen gleich und wie herrlich verstehen Sie es, das nächste Jahr fertig zerlegt mir auf meinem Teller vorzusetzen, damit ich es zwölf Monate vorher genieße!

Was kommen soll, wird kommen: das ist alles. Was sage ich? Es kommt schon, gegen Ihren Willen. Sie beweisen mir, daß Sie, wenn unser Alleinsein am schweigsamsten wird, die Eile nicht lieben, noch die doppelten Bissen. Beweisen Sie mir, daß Sie die einfachen, schlichten Tage lieben und zwingen Sie mich nicht unter dem Vorwande der Voraussicht, das heurige und das nächste Jahr gleichzeitig zu genießen.

Als ich noch klein war, ließ eine frühreife Klugheit mich inmitten meiner schönsten Freuden in eine Melancholie versinken, in einen süßen Schmerz, der über mein Alter ging. Diese Klugheit sagt mir. . . Sie denken an eine schöne Dame in weißem Kleide, mit einem Diadem auf dem Haupte, die mir im schattigen Laub des alten Nußbaumes erschienen ist? Keineswegs. Es war ganz einfach „die geheime Stimme“, eine fast schmerzliche Unbeweglichkeit meines Gedankens, meines ganzen gesunden, erregten, gesättigten Tierwesens, eine halb offene Türe, die für Kinder meines Alters in der Regel geschlossen bleibt. . . Sie sagte mir: „Sieh! Mache Halt! Der Augenblick ist

schön!" Gibt es übrigens in deinem ganzen, so hastigen Leben eine so blonde Sonne, einen so blauen Glieder, ein so leidenschaftlich anregendes Buch, eine Frucht mit so süßen Düften, ein so kühles Bett mit seinen rauhen und weißen Linnen? Wirst du die Form dieser Hügel schöner wiedersehen? Wie lange wirst du noch das Kind sein, das sich an seinem eigenen Leben berauscht? Alles ist so frisch an dir, daß du nicht daran denkst, Glieder, Zähne, Augen, einen süßen, vergänglichen Mund zu haben. Wo wirst du den ersten Stich, den ersten Verfall fühlen? Ach, wünsche, daß die Zeit stille stehe, wünsche noch eine Weile dir selbst gleich zu bleiben, wachse nicht, denke nicht, leide nicht! Wünsche es so heiß, daß irgendwo ein Gott gerührt werde und dich erhöhe! . . ."

Renaud, ich habe Ihnen eines Tages alles anvertraut. Sie haben nicht gelächelt über die kleine Schwärmerin, die ich war; aber Sie haben mir bis auf den Grund der Augen den schwarzen, feindseligen Blick geböhrt, den Blick unsinniger Eifersucht, der mich reizt und entzückt und der zuruft:

— Ich verbiete dir, mir zu erzählen, daß es eine Zeit gegeben hat, da ich dich nicht gekannt habe!

— Ich bin es, Annie! . . . Haben Sie nicht zufällig Vaseline, Glycerin oder irgend eine Pomade? Ich brauche das für meine Lippe, die gespalten ist und die ich immerfort beiße.

Annie öffnet mir ihr Zimmer und bleibt erstaunt auf der Schwelle stehen, mit der chinesischen und klagenden Miene, welcher ihr dicker schwarzer Zopf ihr verleiht, den sie für die Nachtruhe aufgesteckt hat. Ich entschuldige mich, gebe Erklärungen ab, denn es kommt fast nie vor, daß ich in das Zimmer Annies eintrete. Ich fühle, daß sie niemandes Anwesenheit daselbst dulden will, selbst die meinige nicht. Fürchtet sie etwa, daß die gelben Vorhänge, die weiße Tapete mit dem Fries von nachgeahmtem Ebenholz, das sehr gewöhnliche, aber sauber gehaltene Mobiliar von weichem Holze mir von ihren unruhigen, schlaflosen Nächten erzählen könnten? Das Zimmer riecht nicht nach etwas Geheimnisvollem, meine Bitterung entdeckt daselbst keinen persönlichen Geruch, höchstens einen Duft von erotischem, kostbarem Holze, der — ich möchte es schwören — von dem Körper Annies selbst ausgeht, die sonst kein künstliches Parfüm benützt.

Es ist die Wohnung einer Reisenden und ich suche im Winkel den Reisekoffer in Pergament. Auf dem Schreibpulte liegt eine unbenützte Schreibmappe und eine eingerostete Schreibfeder. Keine Photographie lächelt an der kahlen Wand. An dem Tage, an welchem meine Freundin die Flucht ergreifen wird, wird sie vielleicht den Roman mitnehmen, der geöffnet auf ihrem Bette liegt; dann das kleine zerknüllte Schnupftuch, das ich auf dem Tische sehe, und nichts von Annie wird in diesem farblosen Gemache zurückbleiben.

Meine sonderbare Wirtin wartet, die blauen, leidenden Augen offen in ihrem braunen Gesichte, und sie öffnet halb den Mund, während ich spreche, mit jenem unwillkürlichen Mäulchen, das Einen zum Lachen reizt oder auch dazu, sie zu prügeln . . .

— Pomade für die Lippen? . . . Nein, ich habe nichts dergleichen im Hause . . . Oder doch, warten Sie! . . .

Sie öffnet einen Schrein, kratzt in einem undeutlich erkennbaren Gewühl von Sachen herum und kommt befriedigt zu mir.

— Hier. Das wird vielleicht für Ihre geborstene Lippe gut sein.

Auf der Büchse, die sie mir reicht, lese ich: „Weiße Schminke für Künstler“!

— Aber das ist ja Theaterschminke? Wo haben Sie das stibigt?

— Ich habe es nicht stibigt. Ich habe die

Schminke gekauft, weil ich ihrer bedurfte. Sie muß seither etwas ranzig geworden sein.

— Salontheater?

— Nein, seufzt sie müde. Theaterpantomime.

Ich habe einige Tage Pantomime gespielt.

— Wo? im Auslande?

Ich befrage sie trocken, verdroffen, verletzt durch das, was sie mir verheimlicht oder was sie erfindet. Sie setzt sich auf ihr Bett und fährt mit der Hand über ihre Stirne. Ich schüttle sie bei ihrem dünnen, nackten Arme.

— Sie machen sich lustig über mich, Annie?

Angefaßt dieser kräftigen Aufmunterung lächelt sie willfährig. Es ist warm; auf diesen Möbeln von weißer Peluche lagert eine Gluthize . . . Ich dränge mit meiner Hüfte Annie fort, daß sie mir ein Stückchen Platz an ihrer Seite mache; ich freue mich im voraus über die schöne, noch unbekannte Geschichte, über das wiedergewonnene Vertrauen Annies, über die schon späte Abendstunde und den stillen Regen, der draußen reichlich niedergeht.

Auf dem Bette an die Polster gelehnt, die Hände vor ihren Knien gefaltet, beginnt Annie:

— Hören Sie! . . . Erinnern Sie sich einer gemischten Vorstellung im Theater des Pâturins? Man gab eine kleine, sehr dramatische Oper in zwei Akten unter dem Titel „Die alte Königin“, dann ein „Lebensbild“, in welchem alle Mitwirkenden getötet wurden, dann einen Studentenuß und zum Schlusse

eine Pantomime, betitelt: „Der Gott, das Wunder und die Macht“.

— Hm . . . ich erinnere mich undeutlich.

— Das dachte ich mir wohl. Nach zwei Wochen war das Theater zugrunde gegangen . . . Die Pantomime war aber schön . . . Ich spielte darin eine kleine Sklavin, die Rosen pflückt und schließlich von einem Satyr entführt wird.

— Was? Sie haben Theater gespielt?

Sie lächelt ohne jede Eitelkeit und erwidert:

— Das sage ich nicht, Claudine. Ich habe Pantomime gespielt . . . Das ist nicht schwer. Und ich war dazu gezwungen. Ich muß Ihnen nämlich sagen . . .

Sie unterbricht sich, legt eine Weile einen Zipfel ihres Nachthemdes sorgfältig in kleine Fältchen und fährt dann fort:

— Ich hatte kurze Zeit vorher einen kleinen Komödianten getroffen, einen jungen Menschen, der eben erst die Theaterschule verlassen hatte. Er hatte in Sarah Bernhards Truppe kleine Rollen gespielt: den Signor Vendramin, den Bagen Orlando. Er hatte nämlich sehr schöne Beine. Sarah sagte ihm eines Tages: „Mein Junge, du hast die Beine der Zeit!“

— Welcher Zeit, Annie? Der Zeit Sarahs?

— Nein, des dreizehnten Jahrhunderts.

— Wo haben Sie den aufgelesen?

Sie lachte mir ins Gesicht, steckte ihre kleine Faust in die Ohrmuschel und schwieg.

— Sie sind schlimm, Annie. Sprechen Sie oder ich kigle Sie.

Ich sagte das ohne daran zu denken, aber es wirkte augenblicklich. Annie rollt sich zu einer Kugel ein, lehnt sich an die Wand und streckt flehend die Hände aus.

— Nein, das nicht! . . . Oder ich vergehe vor Scham! . . . Ich werde Ihnen ja alles erzählen . . .

Und sie fügt hastig hinzu :

— Ich bin ihm bei Ihnen begegnet.

— Bei mir? Das ist aber ein schlechter Scherz! Ich habe niemals solche Bagen gekannt . . . Sie träumen, Annie!

— Keineswegs. Der arme Kleine war drei Wochen hindurch Sekretär bei Renaud.

Ich schlage mich an die Stirne, wie man es auf der Bühne macht:

— Warten Sie! Ein Junge mit sehr vielen Haaren und wenig Leibwäsche . . . Sehr schöne Augen . . .

Sie nickt jedesmal mit dem Kopfe.

— Er hieß . . . Wie hieß er nur? . . .

— Auguste, sagt sie mit sanfter Stimme.

— Im Hause ließ er sich Monsieur de Saint-Yorre nennen.

— Das war ein falscher Name.

Wie hübsch hat sie das gesagt! So liebe ich sie, so möchte ich sie immer sehen, halb dumm, halb verderbt unter ihrer äußerlichen Keuschheit . . . Ich

ziehe sie mittelst ihres dicken Zopfes an mich, wie man eine Frucht mittelst eines biegsamen Zweiges an sich zieht und ich küsse sie auf die Wangen und auf ihr kaltes Näschen . . . Das arme Kind! Unter der geringsten Liebkosung knickt sie zusammen; sie gehört allen an . . . mir, wenn ich wollte, oder dem Gärtner Francis . . .

— Ach, ein falscher Name! . . . Geh, Schatz! . . . Und dann?

— Dann nichts . . . Anfänglich nichts . . . Sie wissen ja, daß ich mich zu jener Zeit verborgen hielt. Es war wegen meines Scheidungsprozesses . . . Ich sagte Ihnen Lebewohl und reiste nach . . . Casamène; und ich sollte erst drei Monate später, im Monat Mai, nach Paris kommen . . .

— Ich erinnere mich, aber ich sah Sie in jenem Jahre nicht mehr . . .

Sie hebt die Schultern, die Augenbrauen, das Kinn . . .

— Was wollen Sie? Sie müssen mir verzeihen, Claudine. Ich bin im Mai nach Paris zurückgekehrt, und der Zufall hat wollen, daß ich vor dem Hotel Regina . . .

— Den Signor Vendramin traf . . . Er kam gerade zur rechten Zeit.

— Mehr als ich es Ihnen sagen könnte, seufzt Annie. Meine Reise nach London . . .

— Ich glaubte, nach Casamène . . .

— Nein, nach London . . . hatte mich auf die

Hungerkur gesetzt . . . Es herrscht dort eine so strenge Aufsicht . . . Und der Signor Vendramin war an jenem Tage glänzend . . . Bläß . . . und die Augen . . .

— Und die Beine?

— Die kannte ich erst nachher . . . Ich war erstaunt, daß er mich nicht sogleich grüßte.

— Das will ich Ihnen erklären . . . Renaud hatte ihn wegen einer kleinen Geschichte an die Luft gesetzt. O, es war nichts Ernstes . . . Er hatte einen kleinen Handel mit Theaterbillets getrieben . . . Er belagerte im Namen Renauds die Theaterdirektoren um Freikarten und machte Geld aus diesen. Das kommt ja oft genug vor, aber Renaud wollte es nicht dulden . . .

Ich trachte den Signor Vendramin zu entlasten und es hat den Anschein, als wollte ich Renaud entschuldigen . . . Das ist eine überflüssige Zartheit, denn Annie fährt, nicht im mindesten verlegen, folgendermaßen fort:

— Ja, ich vermutete ähnliches . . . Das war mir übrigens gleichgültig. Noch an demselben Abend ging ich mit ihm in sein Zimmer hinauf.

— Ist's wirklich wahr?

Unwillkürlich ließ ich die kleinen warmen Hände meiner Freundin fahren, aber ich ergriff sie sogleich wieder, weil ich sie zu verlegen fürchtete . . . Sie überließ sie mir schlaff und weich und neigte das Haupt unter der Last ihrer Erinnerungen . . .

— Er behielt mich noch einen Monat, Claudine . . . er wollte kein Geld annehmen . . .

— Schau!

— Aber ich bezahlte alles . . .

— Gut!

— Der arme Kleine suchte überall Engagement und fand keines. Bei Nacht dachte er nicht mehr daran. Er dachte nur an mich und ich an ihn.

Ich lachte ein wenig gezwungen und sagte:

— O, o! Der Signor Vendramin entpuppte sich denn als Herkules?

— Mein Gott, nein! gab sie mit einem Mäulchen zu . . . Aber etwas anderes . . . Er hatte eine gewisse studentische Art, mit allen seinen physischen Vorzügen Staat zu machen. Er hatte schlechte Bücher gelesen und erinnerte sich ihrer bei jeder Gelegenheit mit einer Genauigkeit im Detail, die vielleicht überflüssig war . . .

— Und Sie?

— Ich? . . . Ich folgte ihm bei diesen Erinnerungen und bezahlte. Aber ich glaube wohl, daß ich seine Schuldnerin geblieben bin.

(Es ist klar: Annie hat ihr Geld nicht hinausgeworfen.)

— Und das Theater?

— Ja, ja! Nun, hören Sie! Eines Abends kam er sehr spät, aufgeregt und wichtigtuend in das Hotel. Eine Weile ging er mit langen Schritten im Zimmer hin und her, ehe er mir mitteilte, daß er ein Engage-

ment für eine Pantomime im Theater des Paturins gefunden habe. Ich fühlte, daß das Ende unseres Verhältnisses gekommen sei. Umso mehr, als die Proben schon begonnen hatten und er mir mit Begeisterung von einer Engländerin mit langen roten Haaren erzählte, einem Mädchen aus der guten Gesellschaft, das seine Familie verlassen hatte. „Sie ist wunderbar! wiederholte er; sie hat eine Linie! sie hat einen Sinn für die Bewegung, sie hat einen Adel des Gestus. . .“ Was hatte sie nicht? Ich zählte die Tage, Claudine, ich erwartete die Erstaufführung, das Ende dieser Proben, die mir den ganzen Tag meinen Auguste raubten. . . Er kam müde, zerstreut heim, liebte mich banal, eilig, ohne Phantasie. . .

Zwei Tage vor dieser Erstaufführung, die ich so heiß herbeisehnte, kletterte Auguste atemlos zu mir herauf. „Deinen Hut, sagte er; ich nehme dich mit!“ — „Wohin?“ — „Nach dem Theater des Paturins.“ Unterwegs erzählte er mir eine ganz außerordentliche Geschichte: Das Mädchen mit den langen, roten Haaren war von seiner Familie entdeckt worden und war fort, ohne auch nur ein Wort der Entschuldigung zu sagen. . . Die Autoren und der Direktor seien in Verzweiflung. . . Und da ich noch immer nicht begriff, fügte er hinzu: „Du wirst die Rolle übernehmen; man wird dir eine rote Perücke aufsetzen, ich werde dir die Geschichte in achtundvierzig Stunden eindrillen, so wird die Einnahme der ersten Aufführung gerettet sein. Verstehst Du? Die Engländerin mit den roten Haaren

bleibt auf dem Theaterzettel. Das Publikum wird nichts merken . . ." Ach Claudine, ich glaubte den Verstand zu verlieren!

— Warum haben Sie nicht Nein gesagt?

Sie sah mich erstaunt an:

— Er wollte es, Claudine! er wollte es. Und dann . . . ich weiß nicht . . . Als ich erst dort war und alle die Leute um mich sah, die mich beglückwünschten, noch ehe ich etwas geleistet hatte, mich aufmunterten, mich hieher schoben, dorthin drängten . . . und als ich den kleinen dunklen Saal sah, den drei kleine Lampen nur schwach beleuchteten . . . und dann Auguste, der mich sogleich auf die Bühne schob und mir die Takte meines Entréeliedchens vorsang! . . . Ich fühlte mich erschöpft, von mir selbst losgerissen, in der Gewalt von Leuten, die sich um meine arme Persönlichkeit stritten . . . Welch eine Last, wenn man sich so wenig angehört! . . .

Und diese erste Probe, du lieber Gott! Ich hatte noch in nichts eingewilligt, als mich schon jeder wie ein lebendiges Möbelstück behandelte. Der Autor rief mir zu: „Legen Sie Ihren Hut ab, Fräulein! Man muß das Spiel der Physiognomie sehen!“ — „Hebe dein Kleid, sagte Auguste, man muß die Bewegung des Beines sehen.“

Und Willette Collie, die den Faun gab, rief mir bei meinem Eintreffen zu: „Ist das das rote Mädchen? Die ist aber mager!“ Sie tummelte sich im Badekostüm auf der Bühne wie ein Teufel, tanzte wie

eine Blinde, wobei ihre kurzen Haare auf ihre Nase herabfielen. Auch sie bemächtigte sich meiner wie eines toten Tieres, wie eines zerrissenen Blumengewindes. . . Ach, ich konnte schon nach meiner ersten Probe leicht meine Rolle spielen. Willette Collie, die mich am Schlusse entführen sollte, schleuderte mich mit solcher Kraft zu Boden, schleppte mich mit einem so überzeugten Triumphe fort, erstickte mich mit einem so gut nachgeahmten Kusse, daß meine Schwäche, die bereit war in Tränen auszubrechen und mein unwillkürliches Flehen großen Erfolg hatten.

Mein kleiner Freund jubelte. Er vergaß darüber mich zu stärken, ein liebevolles Wort allen den Lobeserhebungen hinzuzufügen, mit denen man mich betäubte. Er rauchte, mit zur Seite geneigtem Kopfe, ein Auge geschlossen und mit einer allerliebsten Grimasse, um dem heißen Rauche zu entgehen, ohne die Zigarette aus dem Munde zu nehmen.

Zwei Tage lang kam ich aus dieser Höhle nicht los. Was blieb da von mir noch übrig? . . . Aus welchem Stoffe sind denn alle diese Leute gemacht, daß sie die Fähigkeit haben, zu mimen, zu reden, zu schreien, sich schändliche Worte an den Kopf zu schleudern? . . .

— Jawohl . . . und eine Minute später maßlose Komplimente . . . Ich weiß es, ich habe Theaterproben mit angesehen . . . Sie geben sich wahnsinnige Mühe, wiederholen fünfzehnmal eine Gebärde, die allmählich reiner, bestimmter wird, hell und vollkommen

zum Vorschein kommt . . . Ich kenne dieses Gemisch von hysterischer Tätigkeit, mürrischer Lustlosigkeit, stumpfer, blöder Eitelkeit, edlem Eigensinn, sie lachen über einen öden Kalauer, weinen wegen einer mißlungenen Perücke, nehmen ihre Mahlzeit, wenn sie können und schlafen manchmal . . . Sie sind gemein, empfindlich, jähzornig, eitel und plötzlich aufopferungsfähig . . .

— Ja so sind sie . . . Sie geben von ihnen ein Zerrbild, das aber genau paßt . . .

Annie schweigt, zieht ihre fröstelnden Beine ein und verharret in einer fatalistischen Unbeweglichkeit. Doch ich ziehe rasch den schlaffen Faden der Geschichte straffer:

— Und nachher, Annie? Am Tage der Erstaufführung?

Sie sinnt eine Weile nach und fügt dann hinzu:

— Nun denn, es war wie an den ersten zwei Tagen.

— Aber das Publikum? Lampenfieber! der Erfolg?

— Ich habe das Publikum nicht gesehen, sagte sie einfach. Der Saal wurde ganz verfinstert. Das Licht der Rampen blendete mich. Ich fühlte, hörte förmlich einen heißen Atemzug, ein Getümmel unsichtbarer Tiere in diesem schwarzen Schlunde. Mein müder Kopf drohte zu bersten und die Schminke spannte die Haut meiner Wangen . . . Und die Perücke, die Perücke Claudine! . . . Denken Sie sich auf meinen ohnehin

schon schweren Haaren eine Last von roten, gewellten, gelockten Haaren, den krausen Haarwald einer roten Salome . . . Ich mußte der jungen Engländerin gleichen, die ihr Vater, der Lord, geholt hatte . . . Meine Kameraden stießen Rufe der Bewunderung aus, als sie mich erblickten, aber — Sie wissen ja — es gehört nicht viel dazu, daß dieses aufgeregte Völkchen in Geschrei ausbreche. Eine Tunik aus weißer Crêpe de Chine, Rothurne, ein mit Rosen gefüllter Korb an meinen zitternden Armen, das war alles.

— Und dann, Annie? . . .

— Dann ereignete es sich, daß ich großen Erfolg hatte. Jawohl.

Einundzwanzigmal spielte ich meine Rolle an der Seite Augustes, der einen jungen Athenier gab. Ihn hätten Sie sehen sollen, Claudine! Ihn in seiner dunkelroten Tunik, seine kleinen nervigen Kniee, seine weiblich zarten Fußknöchel, seinen kräftigen, auf fein-geformten Schultern sitzenden Hals! . . . Wir kamen im Theater an, ich schminkte mir Gesicht und Arme, setzte meine Perücke auf und die Sache ging ganz vortrefflich, bis zu meiner großen Szene mit dem Faun, mit Willette Collie. Diese tolle Person hatte die Laune, unser Duo jeden Abend zu ändern und ich zitterte deshalb im voraus. Eines Abends packte sie mich bei den Lenden wie ein Bündel und trug mich unter ihren Armen fort, meine Tunik und meine roten Haare sieghaft nachschleppend . . . Ein anderes Mal, während unseres Kusses — des berühmten Kusses, der

Skandal verursachte und den sie mir mit gleichgültigem Feuer versetzte — steckte sie ihre Hand unter meinen Arm und kigelte mich in unwiderstehlicher Weise . . . Meinem Munde, den sie mit dem ihrigen geknebelt hatte, entschlüpfte ein leiser, röchelnder Schrei . . . Ich sage Ihnen nur: wenn es einen Augenblick länger dauert, hätte man den Vorhang niedergehen lassen müssen. Ich weinte an jenem Abend.

— Sie weinten? Warum?

— Weil Auguste, der hinter den Kulissen mich beobachtete, mir eine Szene machte . . .

— Eine Eifersuchtszene?

— Eifersucht? Nein, das war es nicht; aber er liebte diese „Geschichten“ nicht. Um den anderen zu zeigen, daß er mit seiner Frau zu reden verstehe, versprach er mir ohne viel Umschweife eine gehörige Tracht Prügel. Allein Willette Collie sprang wie ein Panther auf ihn los und nannte ihn einen „verwünschten kleinen Affen“.

— Das war das wenigste, was sie tun konnte.

— Er antwortete ihr, daß alle diese Späße ihm ekelig seien . . .

— Hah, wie schmeckt mir das! Und weiter?

— Weiter? Willette Collie droht ihm die Augen auszukragen und stößt ihn mit ihren spizigen Faunhörnern vor den Magen.

— Also, es ist Blut geflossen?

— Nein; dank dem Dazwischentreten des dicken Maugis . . .

— . . . der wie zufällig da war . . .

— Welcher Typus, dieser Maugis! . . . Apropos, Annie: haben die Zeitungen von Ihnen gesprochen?

— Die Zeitungen, Claudine? Sie erzählten von meiner Kindheit, die ich in einem aristokratischen Cottage verlebt habe, von meinem unwiderstehlichen Trieb zum Theater, von meiner Flucht nach Paris, von der Verzeihung meiner Familie; dabei wurde mir eine pikante Anonymität bewahrt . . .

Annie erhebt ihre kleinen braunen Hände zum Plafond und versinkt in müdes Schweigen. Sie läßt ihre durstige Zunge über den leidenden Mund mit den geneigten Winkeln gleiten. Und wieder frage ich mich im Stillen, ob sie wachend träumt oder ob sie lügt . . . Nein, sie lügt nicht. Sie hat all das erlebt, was sie mir erzählt. Ihr Gedächtnis ist ein wechselvoller Weg, ein steiler Abhang mit schwindelerregenden Schwingungen, besetzt mit nackten, lüsternen Jünglingen aller Farben . . . Ich bin sicher, daß sie alles vollbracht hat, was sie erzählt und was sie verschweigt; und wenn man es wohl erwägt, gibt es nichts einfacheres und gewöhnlicheres, als ihr Leben, dieses Leben eines kleinen Tierwesens, das plötzlich sein Geschlecht entdeckt hat und entzückt davon Gebrauch macht . . .

Annie schweigt. Ich rüttle sie wieder auf.

— Und weiter, Annie?

— Immer „und weiter!“ Wie neugierig Sie sind, Claudine! Weiter . . . kam das Ende der Vor-

stellungen und damit auch das Ende meiner kleinen Liebschaft . . .

— Er hat Sie sitzen lassen!

— Das ist das richtige Wort, Claudine. Sarah hat ihn auf eine Rundreise mitgenommen; er wird die Bagen in Trifothosen spielen.

— Und war Ihnen leid um ihn?

— Nicht allzu sehr; er hat mich schließlich geprügelt.

— O! . . .

Annie wendet die Schultern, wie bei der Erinnerung an eine Schlägerei.

— Wenn ich sage: „er hat mich geprügelt“, so ist das nicht wörtlich zu nehmen . . . Sie müssen wissen: er war noch ein rechter Student. Zuerst dann und wann ein Puff zum Lachen, dann eine Manie, die Liebsosungen mit Zwicken, Kneipen, Schlägen auf die Hinterbacken zu mengen. Nein, das hat mich nicht gekränkt, denn alldas . . .

Sie läßt sich von dem Bette herabgleiten, wobei ich ein wenig von ihren gelblich-braunen Beinen sehe. Ich merke, daß sie dem Gespräch ein Ende machen will und nehme meine Lampe.

— Alldas, Annie? . . .

Sie zögert, lächelt verlegen und schließt:

— Alldas, Claudine, ist — wie ich glaube — nicht wert anders behandelt zu werden, als wie ich es tue. Ihr anderen saget: „Die Liebe, ach! . . .“ und leget viele schöne Phrasen ringsherum. Ich denke mit

dem Körper. Mein Körper ist klüger als mein Geist; er empfindet feiner, vollständiger. Wenn mein Körper denkt, d. h. wenn er . . . wenn ich . . .

— Ich verstehe, ich verstehe!

— Nun ja, dann schweigt alles andere. In solchen Augenblicken ist meine ganze Haut beseelt . . .

Als ich sie verließ, blieb sie vor ihrem Bette stehen, mit herabhängenden, gefalteten Händen, die klaren, offenen Augen auf irgend welche Visionen von schönen, reinen jugendlichen Nacktheiten gerichtet.

Ach, die hübsche, kleine Haut, die es so gut versteht, sich von der Seele zu trennen! Ich bin jetzt allein und vergleiche mich mit Annie. Ich habe niemals eine Frau so eingehend beobachtet wie Annie, denn ich verachte instinktiv meine Schwestern und ich habe keine Freundinnen. Resi? . . . Resi habe ich nicht studiert, nur betrachtet, und begehrt. Sie hat nicht mehr und nichts besseres verdient. Auch sie sprach von der Wollust mit Vertraulichkeit und Ausführlichkeit; sie suchte sie, ließ sie reifen, oder beseitigte sie schonungslos, stellte sie weg, wie einen Leckerbissen, der morgen noch genießbar sein wird. Ich bewunderte sie, mit einer Beimischung von Ekel. Wie hätte ich mich ihr begreiflich machen sollen und wie werde ich mich Annie begreiflich machen? Ich suche nicht die Wollust; sie ist es, die mich sucht, mich findet, mich bestürmt, mit so rauher Hand, mit so rauhem Munde niederwirft, daß ich

nachher zittere. Oder sie umschleicht mich langsam, ermüdet mich durch eine unsichtbare Annäherung, gegen welche ein geheimer Stolz in mir ankämpft. . . . Und mein Blut rollt heiß in meinen Adern, denn ich höre durch die finstere Nacht und durch die schneebedeckten Länder die Stimme desjenigen, der allein das Recht hat, es mir zu sagen :

„Ich werde dich töten, wenn ein anderer Mann als ich, deine Augen sieht, deine Augen, die rache-
schwer leuchten in dem Augenblicke, wo sie mir am meisten Dank schulden . . .“

Wie stolz bin ich, wenn ich daran denke ! Ihn, den so viele Meilen von mir trennen, ihn, der von der Kälte eingeschlossen ist, hoch oben auf einem unbekannten Berge : ich habe ihn verändert, diesen leichtfertigen Renaud, meinen jungen Gatten mit dem silberweißen Haar . . . Ich will kaum zugeben, daß ich Zeit dazu brauchte . . . Wir sind noch nicht bei jener physischen Ähnlichkeit angelangt, welche bewirkt, daß zwei alte Ehegatten ein geschwisterliches Paar werden, obgleich ich von Renaud einige familiäre und mehr weibische Gebärden angenommen habe, wie beispielsweise das Emporheben des kleinen Fingers, und obgleich er sich darin gefällt, meinen Eigensinn und meine Schollmienen nachzuahmen . . . Er ist im Grunde völlig und endgültig von Claudine erfüllt. Was immer er künftig auch tun möge und ob ich leben möge oder nicht : ich

werde in ihm wohnen. Langsam aber sicher ist er zu mir gekommen, nicht ohne sich zu wehren, nicht ohne sich zu ermannen, aber er ist zu mir gekommen.

Ich habe ihn weniger heiter, aber zarter und stiller gestaltet. Weniger bewegungsüchtig, genießt er nach der Art Claudines, mit wahrhaft romanischer Trägheit den Reiz des Augenblicks und mißachtet das Bessere, das ihm nicht erreichbar ist. Er lächelt seltener, aber es ist dann ein Lächeln, das nicht so rasch wieder entwindet. Ohne zu suchen, können wir, Seite an Seite, vor uns hinblicken, frei von Ungeduld und frei von Neugierde.

Der Frauen müde, — wenn auch nicht der feinnigen — hat Renaud jenes Sammlerfieber abgestreift, mit welchem er sich jeder neuen Frau entgegenwarf: „Ach, ein Exemplar, das mir noch fehlte!“ Er liebt mehr fein, mehr aus der Ferne. Er fürchtet die Lästigkeit und Verwicklungen der Ehebrüche, er fürchtet das Geschwäg, in welches manches schöne Geschöpf verfällt. „O, meine, stumme Geliebte!“ sagt er mir. Und ich weiß, daß er sich dann einer unverfälschten Stimme erinnert, deren rosige Quelle er mit einer Handvoll Sand hätte verstopfen mögen.

Er lügt weniger und erregt sich häufiger. Sein Zorn tobt sich an irgend einem Nippegegenstand, an einem leichten Möbelstück aus und nachher entschuldigt er sich dafür mit einem Blick . . . Doch ich lächle still und sage mir: „Das bin ich, das bin ich!“

Endlich, — o, höchster Triumph, — habe ich

ihn dazu gebracht, die Liebe zu lieben, wie ich sie liebe. Ich habe ihn keusch gemacht. Jawohl, keusch; und warum nicht? Er mengt in unsere Spiele keine Künste mehr, keine aufregenden Bilder, keine rohen Worte . . . Er bedarf solcher banalen Mittel nicht mehr, er braucht nichts als mich . . . und sich. „O, meine stumme Geliebte!“ sagt er noch immer. Stumm bin ich, gewiß, stumm, mit Ausnahme des zitternden Seufzers, des unwillkürlichen Aufschreies, des Blickes und der Gebärde, die beredter ist als das Gesicht. . . Ach, wenn er mir doch wiederkäme! er, den ich nach meinem Ebenbilde geformt habe! . . .

„Meine arme Annie . . .“ Glücklicherweise ist sie weder mein, noch arm und nicht mein Mitleid ist es, was sich so aushaucht, sondern meine Reue, eine unbestimmte, leise Reue . . . Ich tyrannisiere sie oder vergesse ihrer mit der Bosheit eines Wilden, bis ich merke, daß hinter ihren braunen Augenlidern die Tränen hervorzquellen drohen . . . Sie erkennt mich nicht wieder und ich selbst erkenne mich nicht. Wo sind unfere müßigen Spätherbsttage, die stillen Ruhestunden, die wir, auf der weißen Erde sitzend, an die warme Mauer gelehnt, durch das Laubenspalier geschützt, wortlos verbrachten! Eine Biene, von ihrem Gedächtnisse getäuscht, suchte über unseren Häuptern eigensinnig die abwesenden Blüten des Aprikosenbaumes . . . Mit gelöstem Haar, mit dem schlecht befestigten Knoten im Nacken, wartete Annie, die Augen geschlossen, bis es mir zu sprechen beliebte würde . . .

Der Schatten eines Mannes hatte diese Veränderung hervorgebracht. Mein kleines Tierweibchen Annie, diese treuherzige Dirne mit dem Gesichte einer Jungfrau stellt sich völlig auf die Seite der Hölle. Ach, Annie! die Hölle ist eine trügerische Hülle. Hoffen Sie das Angesicht der Dinge zu ändern? — wenn ich

mich so ausdrücken darf. Ich kenne dort am Bergabhang einen Winzer, voll mit Sommersprossen, der Ihre Wünsche besser befriedigen würde; es wäre denn, daß Sie sich dem Gärtner Francis genähert haben, seinem weizenfarbenen Schnurrbarte, seinen kräftigen Armen, die nach frischen Hobelspänen und nach dem Stalle riechen.

Im Grunde genommen hat mein Stieffsohn hier alles verdorben, seitdem er in seinem Müßiggange eines Gefangenen hier herumshlendert, mit seinen leichten, weichen Schritten, mit seinem müden Blick, der nichts kommen sieht.

Nein, er sieht nichts kommen, der kleine Glende! . . . und er möchte gern mit dem nächsten Zuge abreisen. Aber ich will ihm das Geld nicht geben, ich soll es ihm nicht geben. Und dann: ich kann auch nicht. Es handelt sich um eine beträchtliche Summe und ich müßte mich an meinen Mann wenden, ihn mit Erklärungen ermüden . . .

„Wir sind im Schnee gebettet, schreibt mir Renaud, wir haben aufgehört die Welt der Lebenden zu bewohnen. O, mein geliebtes Weib, meine getreue Leuchte! Groß muß mein Glaube sein, damit ich noch durch die wirbelnden Mauern dieses Grabes die unruhige Flamme deiner Augen sehe . . . Ich werde zurückkehren, der Schnee vermag nichts mehr für mich. Ich werde zurückkehren, so wie ich bin, so wie ich mich jetzt sehe, so wie ich zu sein mir gestehen muß: ein Greis . . . Der Gedanke, daß ich dich wiedersehen werde, macht mich trostlos, wenngleich ich nur in diesem Gedanken lebe. Ich weiß, daß dein erster Blick mich beurteilen wird, daß du mit einem Blick meinen Zusammenbruch ermessen wirst; ich weiß auch, daß nichts davon auf deinem strahlenden kleinen Gesichte sich verraten wird, denn deine Lügen sind fehlerlos. Ich stehe dich an, Claudine: lüge mir nichts vor, oder ich begrabe mich hier. Schreie; erhebe die Arme bei meinem Anblick: „O, mein Geliebter, wie müde bist du! wie alt bist du! wie weiß sind deine Haare! bist du nicht kleiner geworden? . . .“ Wirf alles aus dir heraus, was dein Mitleid verbirgt, dein Mitleid, welches ich nicht will! Sei ehrlich ohne jede Vorsicht, belade mich mit deinen

Wahrheiten, von der ersten Umschlingung deiner jungen Arme um meinen alten Hals. Zähle meine neuen Runzeln und lächle über meine alten; fahre mit einem spitzigen, verräterischen Finger über meine faltigen Augenlider; schlafe ein ganz kalt, von Enttäuschung und Groll erfüllt: schlafe ein traurig, mit bekümmertem Herzen, ernüchtert von deinem alten Gatten . . . Und vielleicht wirst du am folgenden Morgen deinen armen Mann etwas weniger verwüstet finden, indem du ihn mit deiner Erinnerung vom Abend vergleichst . . .“

Ich zuckte mit den Achseln, indem ich diesen Brief lese. Ich lache und mein heftiges Lachen erpreßt mir Tränen und läßt Strahlen zwischen dem Briefe und mir tanzen. Wie dumm ist es, vier Seiten mit einem unnützen Gefrigel zu füllen, wenn drei Worte genügen: „Ich werde zurückkehren.“

Er wird zurückkehren. Einstweilen sind zwei Dinge wichtig: das Kleid, das ich am Tage seiner Rückkehr tragen werde und das Menü des Diners von demselben Tage, denn er wird natürlich abends ankommen, um die Stunde, zu welcher in dieser Jahreszeit die Sonne untergeht: um halb fünf oder fünf Uhr. Es wird eine klare, warme Dämmerung geben, oder scharfe Kälte mit zwei, drei Sternlein am Abendhimmel. Der Zug rollt herein, der kleine Bahnhof füllt sich mit Rauch, die Türe des Waggons geht auf und es erscheint zuerst ein Plaid, dann ein großer Mantel und dann ein weißer Schnurrbart . . .

— Haben Sie gute Nachrichten, Claudine?

— Ja, gute Nachrichten, Annie.

Und ich senke die Augenlider mit ungeschickter Heimlichkeit, indem ich Péronnelle streichle, die auf meinen Knien hockt. Ich werde heute Abend Annie und Marcel noch nichts sagen. Ich falte den Brief zusammen und berge ihn in meiner Tasche, wie einen Kuchen, den ich insgeheim auf meinem Zimmer essen werde . . . Niemand ahnt, daß Renaud zurückkehren werde. Marcel schlummert am Rande des Divans wie Narziß über der Quelle. Annie ist mit ihrer Stickerie beschäftigt und Gott weiß, welche jugendliche Erinnerung mit rosigter Haut und kräftigen Muskeln sich zwischen sie und ihren Canevas schleicht . . . Péronnelle schläft still weiter in meinem Schoße; auch sie weiß nicht, daß Renaud zurückkehrt. Nur ein kleines, stilles, schwarzes Wesen hat seine stumpfe Nase eines sympathischen Ungeheuers zu mir erhoben. Toby, der aus seinem leichten Schlummer erwacht ist, betrachtet mich, wie Matò Salambô betrachtet hat. Er begreift nicht ganz. Er ahnt, errät halb, ängstigt sich, drängt sich an mich heran . . . Da bücke ich mich, um ihn aufzuheben und mit einem Fuß auf seinen buckeligen Kopf sage ich ihm, daß es gut sei, daß er genug begriffen habe und nichts mehr zu wissen brauche.

Welch ein lieblicher Abend! . . . Ich bin wieder so, wie ich zu sein nie hätte aufhören sollen: nachsichtig, weich, optimistisch. Ich wende meiner „armen Annie“ einen Blick zu, der sich für meine gewohnte

Trockenheit, für mein unfreundliches Stillschweigen von gestern Abend entschuldigt; doch sie sticht, stark über ihre Arbeit gebeugt und mein feuchter Blick trifft nur ihren Haarknoten, den ein schwarzes Samtband festhält . . . Mein Wohlwollen, das jetzt allen gehört, weidet sich an der Anmut Marcells, der mit herabhängendem Arm schläft, wie man auf der Bühne schläft. Aus dem knisternden Kaminfeuer fährt jählings eine blaue Flamme zischend in die Höhe. Das bedeutet „Neuigkeiten“ und der ganze schlummernde Salon erwacht.

— Sie treiben Pyrogravure, Annie, ich höre das Geräusch des Thermokauters . . . sagt Marcel gähnend.

Annie fixt, die Sticcnadel in die Luft streckend, einen Augenblick mit offenem Munde da; auf ihrem ganzen langen, zarten Gesichte malt sich deutlich die Scham einer Frau, die man bei ihrem Vergnügen überrascht hat. Das ist so klar zu sehen, daß ich zwischen der Lachlust und dem Verlangen schwanke, zu erfahren, was sie geträumt hat . . .

— Annie, woran dachten Sie? Rasch, rasch! suchen Sie nicht! Reden Sie die Wahrheit!

— Ich weiß nicht mehr . . . Unklare Sachen . . . Ich schlief wie Marcel. Was sieht Sie an, Claudine?

Ich springe auf meine Füße, zum großen Mißvergnügen Péronnelles.

— Nichts. Es ist sehr heiß in diesem Zimmer. Sollen wir nicht die Türe öffnen?

Annie und Marcel tauschen einen entrüsteten Blick aus.

— Öffnen? rief Marcel. Sie ist verrückt. Das wäre der Tod! Draußen ist vier Grad unter Null!...

Vier Grad unter Null! Wie drollig!... Drollig und ärgerlich zugleich. Gewiß, eine laue und gute Nacht, eine von Sternen und Jasminduft erhellte Nacht hätte mich vervollständigt, die ich an diesem Abend von einem solchen selbstischen Glücke überströmte, die ich mich plötzlich blühen und duften fühle, wie eine Gardenia, die sich in der Jahreszeit geirrt hat... Es friert... Umso schlimmer...

— Lassen Sie die Türe, Claudine, bat Marcel. Kommen Sie hieher; ich habe einen schwarzen Punkt an der Schläfe und finde nicht den Mut, ihn mit der Zange zu entfernen.

— Das sollen Sie auch nicht, bemerkt Annie. Man muß eine sehr feine Nadel nehmen und...

Ein leiser Angstschrei unterbricht sie.

— Eine Nadel? Warum nicht gleich ein Stalpiermesser? Das ist ja schrecklich, Annie! Ich will mich lieber Claudine anvertrauen. Sie preßt meine schwarzen Punkte mit einer Energie, die an Sadismus grenzt; jedesmal fühle ich mich in ihren Händen einer Ohnmacht nahe und habe den Eindruck, als hätte sie mir alle Adern zerrissen...

Marcel hat auf einem altmodischen Fußschemel Platz genommen, beugt im Lampenlichte sein weißes Gesicht zurück, schließt die Augen, und scheint schon jetzt

halb ohnmächtig. Annie ist wie verzaubert und wendet keinen Blick von der Marter, die hier vorbereitet wird.

Als gutmütige Nachrichterin erprobe ich die Nägel meiner beiden Daumen, indem ich sie fest aneinanderpresse.

— Haben Sie ein Schnupstuch, Annie?

— Ja; wozu?

— Für das Blut. Ich habe keine Lust, meine schöne Chemisette, die neunundzwanzig Franken gekostet hat, zu beschmutzen. Wo ist dieses Geschwür mit dem schwarzen Kopfe? Gut, ich sehe schon. Mein armer Junge, Sie rufen mich etwas spät!... Das Übel hat gräßliche Fortschritte gemacht...

Unter meinen Händen erbeben die Wangen Marcells in einem verhaltenen Lachen. Dieses zarte Gesicht mit den geschlossenen Augen, durchsichtig im Lichte der Lampe und von meinen Händen gehalten wie eine Frucht... Welchen anderen Kopf habe ich so köstlich in meinen Händen gehalten, einen ebenso jungen, ebenso feinen, mysteriösen Kopf mit geschlossenen Augen? Resi... Die Vergleichen ist seltsam und sie drängt sich ganz plötzlich auf.

Annie neigt sich über dieses anmutige, geschlossene Gesicht wie über einen Spiegel.

— Tuen Sie ihm nicht absichtlich weh, Claudine, murmelt sie ängstlich.

— Haben Sie keine Furcht, kleine Närrin. Er ist zu schön, als daß ich ihn verunstalten sollte; nicht wahr?

— O ja, gesteht sie leise, fast respektvoll. Es ist sonderbar: er ist so, mit geschlossenen Augen noch schöner. Das kommt vor bei den sehr jungen Männern. Die anderen haben, wenn sie schlafen, eine so besorgte Miene. Man fühlt sich so fern von ihnen.

Marcel überläßt sich meinen Händen, unseren Blicken. Er genießt gleichzeitig unsere Bewunderung, die Liebkosung meiner warmen Hände und die kindische Furcht vor dem Zwick auf seiner Schläfe . . . Er rührt sich nicht und atmet schwach, rasch, mit einem kaum wahrnehmbaren Zittern seiner schmalen Nasenflügel. Der Schatten seiner Augenwimpern rieselt auf seiner Wange wie der Schatten eines Wespenflügels. Annie weidet sich in seiner Betrachtung; sie hatte ihn noch nie so nahe, so hingegeben, so dargeboten — diesen unantastbaren Marcel . . . Sie vergleicht ihn mit ihren schönsten Erinnerungen und schüttelt das Haupt.

Das Verlangen nach einem Kusse ist in ihrem Gesichte so deutlich zu lesen, daß ich unwillkürlich auf jenem Marcells den Reflex eines so heißen Wunsches suche . . .

Dieser Mund, der da lächelt, weil man ihn begehrt, diese Wangen, die mit unantastbarem Silber-samt belegt sind, diese jungen Haare, deren Büschel wie ein seidenweicher Fächer auf dieser Stirne liegen; diese Augen, deren Blau ich kenne und die sich unter Augenlidern bergen, die schöner sind als ein Blick: ich habe sie da zwischen meinen Händen, und wie

einen vollen Becher dieses frische Fleisch, von welchem Annie immer sagte, daß Gott mich davor beschützen möge!...

Das ist jene unbekannte Frucht, von der man sagt, daß sie an Geschmack alle anderen übertrifft... Das hat Annie und so viele tausende Frauen ins Verderben gestürzt. Das ruiniert so viele alte Bacchantinnen, die auf alles verzichten wollen, nur auf das nicht...

„Frisches Fleisch!“ Diese zwei Worte klingen in meinen Ohren. Das ist's, was ich in meinen beiden Händen halte, auf was ich mich mit ruhiger und flügelnder Neugierde beuge... Das läuft auf den Straßen herum, das verschenkt und verkauft sich, das gehört aller Welt... nur mir nicht.

Etwas mehr Neugierde und etwas weniger Liebe in mir — und du würdest, Claudine, eine Beute dieses verzehrenden frischen Fleisches werden, das meine arme Annie unablässig peinigt! Du wirfst deiner betörenden Krankheit vorübergehende Namen geben: Marcel, Paul, Dingsda, der kleine Chauffeur, der Hoteljäger, der Student aus dem Stanislas-Kolleg... Du, die du noch keinen Durst hast, kannst die Unmäßigkeit Annies verurteilen... aber nippe nicht, indem du lachst, an ihrem Glase!

— Ach! Weh! Nein! Niemals haben Sie mir so weh getan! Ich blute, nicht wahr?

— Ja, aber er ist fort.

— Sicher? Auch die Wurzel?

Marcel ist erwacht; er preßt sein Taschentuch an seine Schläfe und während er aus Annies Händen einen kleinen Spiegel erhält „um das Loch zu sehen“, betrachte ich ihn ein wenig kühl, ein wenig boshaft.

— Ja, alles ist fort, sage ich.

Zwei Uhr. Die Stunde des Kaffees, der illustrierten Blätter und der blonden Zigarette mit der blauen Seele. Man fühlt sich nachsichtig und weich. Wir haben, als wir den Speisesaal verließen, die Türe geöffnet, nur so lange, um fröstelnd zu sagen: „Der Nebel hebt sich, es wird abends wieder frieren“. Nur so lange, um den schnellen Flug der Wolken zu schauen und Péronnelle neidisch zu tadeln, die auf dem eiskalten Perron sitzend ernst die Landschaft betrachtet wie im Sommer, ohne daß die Kälte die so empfindliche Haut ihres Rückens zusammenziehen würde . . . Wenn man sie sieht, möchte man sich im August glauben . . . Wir kehren zum Feuer, zum Tische zurück, wo die frischen illustrierten Blätter liegen. Ein ergötzliches Gemisch von Tenorsängern, Hunden, Kunstschwimmern, gekrönten Dichterinnen und eleganten Chauffeurs zerstreut meine Augen und mich ermüdet schon der bloße Gedanke, daß in weiter Ferne so viele Leute sich mit so vielen mühseligen Dingen beschäftigen . . .

— Interessiert es Sie sehr, Annie, zu erfahren, daß die Schildkröte der Gräfin Machin in einem Gymtanah als dritte hereingekommen ist? . . . Oder

versezt es Sie in ein leidenschaftliches Fieber, daß in der Wiederaufführung von „Tannhäuser“ der Sänger Rusinol „brillant“ gewesen?

— Rusinol? Zeigen Sie?

Annie kommt weniger langsam als gewöhnlich heran und beugt sich über meine Schulter und sinnt einen Augenblick nach; ihre Augen haften fest auf dem Portrait des Sängers. Und ich sehe ihre Augenwimpern zittern, die vielleicht ihre größte Schönheit sind, so lang, so dunkel, mit so feinen Enden und ein wenig rot . . . Sie verdankt ihnen fast den ganzen Reiz ihres Gesichtes und ihre fächerartige Bewegung verleiht ihr einen Ausdruck von falscher Scham, sträflicher Erregung, die einem Lust macht, sie noch mehr in Verwirrung zu bringen . . .

— Rusinol! murmelt sie endlich . . . Er hat sich stark verändert.

— Kennen Sie ihn denn?

Sie schüttelt den Kopf und ihr Haarnoten tanzt von einer Schulter zur andern.

— Nicht sehr. Ich bin ein wenig . . . ich bin ein wenig . . . wie soll ich sagen? mit ihm gewesen. Das war in dem Jahre, als er seinen ersten Preis erhielt.

— Sie haben zusammen geschlafen?

— Geschlafen? . . . Das ist etwas zu viel gesagt. Er hatte nicht einmal eine Chaiselongue in seinem Zimmer. Nichts als einen Tisch, einige Sessel und ein Voltaire-Fauteuil.

— Und kein Bett?

— Ach, das Bett! . . . Alles war noch besser, als das Bett, Claudine! Das Voltaire-Fauteuil schien noch am bequemsten . . . Es wäre daher richtiger zu sagen, daß Rufinol und ich zusammen gegessen sind.

Sie lächelte mit ihrer natürlichen Anmut. Es ist, als wollte sie von ihrem ersten Ballkleide erzählen. Ich blättere ein wenig verlegen in dem neuesten Hefte von „Femina“ und bemerke:

— Es war also ein kleiner freier Roman. Diese Leibesübungen machten Ihnen Vergnügen?

Sie antwortet zögernd:

— Ich finde sie jetzt ergötzlich. Ich finde mich blöd und lache über mich selbst. Aber damals! . . . Nein, Claudine, das ist keine gute Erinnerung. Ich will sie Ihnen erzählen, weil ich Ihnen ja alles erzähle . . .

— O, alles?

— Ja, alles, beteuert Annie. Verstehen Sie mich recht. Wenn ich eine Geschichte beginne . . .

— Eine Reisegeschichte . . .

— Danke . . . Ich sage Ihnen alles, ohne mich zu entschuldigen oder meine Kaprixe in das Gewand des verwunschenen Prinzen zu hüllen.

Sie lacht und zeigt dabei ihre schönen kleinen Zähnnchen zwischen ihren Purpurlippen. Es geschieht selten, daß Annie freimütig lacht und jedesmal, wenn sie lacht, ist dieses Lachen beunruhigend . . . Ich sage mir dann: „Schwachköpfe sind wir alle; keiner von

uns, weder ihr Mann, noch ihre Schwägerin, noch auch ich hatte in Annie jenes gierige und entbehrende Tier vermutet, jenes kraftvolle und nach frischem Fleische lüsterne Tier, welches früher oder später ausbrechen würde . . .

— Also, Annie, sagen Sie mir alles.

— Alles wird bald erzählt sein, Claudine . . .

Sie sehen diesen Rufinol wie er jetzt ist, mit seinem Bäuchlein und dem Doppelfinn, mit dieser gebogenen Nase eines römischen Kaisers . . . Nun denn, diese Photographie ekelt mich an. Er sieht recht albern aus in seinem Romeo-Kostüm! Und diese Hand auf dem Degenknauf! Und diese Ringe! Ehe ein Jahr vergeht, wird dieser Mann vollständig lächerlich sein . . . O, ich weiß wohl, fügt sie ein wenig beschämt über ihre Härte hinzu, ich weiß wohl, daß die Augen schön geblieben sind, trotz Schminke und Retusche . . . Aber Sie können sich nach diesem Bilde von Rufinol — man nannte ihn gemächlich Louis Rufinol — keine Vorstellung machen, wie er im Jahre seines ersten Preises ausgesehen hat. Das sind jetzt vier Jahre her . . . nein, drei Jahre . . . doch, vier Jahre . . . das hat übrigens keine Bedeutung. Ein kleiner schwarzer Südländer, lebhaft wie ein kleiner Teufel, mit olivenfarbenem Gesichte, in welchem man zuerst nichts sah, als eine leidenschaftliche, stets zitternde Nase und ein Paar Augen, deren Blut alles versengte . . . Er verkündete jedem, der es hören wollte, daß er „die Welt aufessen“ werde, alle Tenore Frankreichs, Italiens

und Deutschlands — diese schmutzige Rasse — in die Tasche stecken werde. Man sah nur ihn, man hörte nur ihn, er machte in jeder Weise von sich reden. Auf der Straße, in den Höfen, überall wo er war, schleuderte er seine unübertrefflichen hohen C in die Luft . . . Und ein Schürzenjäger und boshaft und hochmütig und bleich vor „Wut und Neid“, wenn man vor ihm von einem anderen Künstler sprach . . . Man konnte ihn unerträglich finden, aber man konnte ihn nicht übersehen. Ich habe ihn durch Auguste kennen gelernt.

— Auguste? Welcher ist das?

— Der von der Pantomime . . . Der, den Sie Signor Vendramin nannten . . .

— Ich weiß schon . . . Danke . . . Nun fahren Sie fort.

— Er und Rusinol waren Kameraden vom Konservatorium her. Wir frühstückten zuweilen zusammen bei Drouant, Auguste, Rusinol und ich. Rusinol machte mir Spaß, erhielt mich im Atem; ich sah ihn reden, singen und sich herumtummeln mit jener Verblendung, mit jenem Kopfschwindel, mit welchem man einen japanischen Gaukler mit Messern spielen sieht . . . Als der Signor Vendramin mit der Truppe der Sarah Bernhardt nach Amerika ging, war es für Rusinol nicht schwer . . . Ich weiß gar nicht, wie es kam . . .

— Sie hörten ihn singen.

— Beiläufig so. Es war eines Tages, als er

mich allein bei Drouant fand, wo ich Eier mit Tomaten aß, die ich nicht ausstehen kann und bittere Tränen in diese Speise fallen ließ. Auguste war am Tage vorher abgereist, nachdem er mich flüchtig geküßt hatte.

Ich fand es von Rusinol sehr nett, daß er mich tröstete, schlecht von Auguste sprach, mich bei der Hand nahm und sagte: „Wir Künstler dürfen uns dem gewöhnlichen Schmerze nicht anheim geben . . . Man verläßt sich, man findet sich wieder, all das ist der Ulf des Lebens. Das Metier vor allem, das Metier erhält uns. Mit Ihrem Waschlappentemperament werden Sie es beim Theater zu nichts bringen. Sie brauchen einen heiteren, regsamen Gefährten, der die Eignung besitzt, Ihnen eine neue Moral beizubringen, Sie zu galvanisieren, Ihnen im Notfalle ein kleines Engagement zu finden . . .“ Dabei machte er eine sehr schwere Kunst mit schwedischen Zündhölzchen, was ihn nicht hinderte mir auf den Grund der Augen zu schauen in einer Weise, daß ich auf mein Gefäß gefallen wäre, wenn ich gestanden wäre . . . Ich hatte heftigen Kopfschmerz und Lust zu weinen, zu schlafen, auch zu lachen, weil er mich für ein kleines Theatermädchen hielt. Am Schluß des Frühstücks rief er den Kellner auf dem hohen C, nahm mich unter dem Arme und eine Viertelstunde später, meiner Treu . . .

Ich fuhr entsetzt in die Höhe.

— Was? Eine Viertelstunde später?

— Er wohnte in der Rue Gaillon, erklärte sie

einfach. Es dauerte nur so lange, bis wir die fünf Treppen hinanstiegen, er seinen Hut auf das Bett und mich in den Fauteuil warf . . . Wie die Spagen in den Regentraufen! Ich sage Ihnen: eine Viertelstunde später war ich seine Geliebte und ich weinte vor Ermüdung und Entnervung und auch, weil er so rasch und brutal vorgegangen war. Und als ich wenigstens seine Schulter suchte, um mein Gesicht dort zu bergen, um dort auszuruhen und seinen Mund suchte, der gleichfalls hart, beweglich und boshaft war: was höre ich? Ich höre Afforde und ein langgedehntes „A-a-a“ zum vokalisieren. Rufinol saß am Piano in Unterhose und Straßenrock und vokalisierte behutsam, zuerst mezza-voce, dann laut „A-a-a-a“ bis zu seinem berühmten hohen C, das scharf und glänzend wie eine Lanze zum Vorschein kam . . . Ich konnte mich vor Staunen nicht fassen. Plötzlich wendet er sich um, wirft sich auf mich und fängt wieder an. Und es geschah mit derselben gebieterischen Raschheit eines kleinen Hahnes: für mich dieselbe Enttäuschung und gleich darauf dieselbe Skala! So verbrachte er seine Zeit. Eine Frau niederwerfen, sie fünf Minuten besitzen und zum Piano laufen, um zu sehen, ob sein hohes C nicht gelitten habe. Ach, Sie können sich meine Enttäuschung vorstellen! Dieser feurige Rufinol, diese Augen, die alles zu versengen drohten . . . Er brannte von selbst, wie der trockene Hanffamen, dessen man sich hier bedient, um im Winter Feuer zu machen . . . Man hatte nie Zeit ihn einzuholen.

— Nie?

— Nie!

— Und Sie sind dennoch zu ihm zurückgekehrt?

— Ja, gesteht sie demütig und aufrichtig. Seine Umarmung brannte mich, durchschüttelte mich und blieb für mich unnütz, wie ein zu früh unterbrochener Schmerz, wie eine Züchtigung, die man nicht vollständig empfängt. Ich weinte fast immer nachher . . .

— Aber er kümmerte sich nicht darum?

— Er? Nein. Er stieß sein schönes hohes C hervor, dann klopfte er mir auf die Schulter, ließ einen Blick auf mich fallen und sagte: „Arme Kleine, das ist der Dank . . .“

Ein leises Rascheln, ein eintöniges, aber ausdrucksvolles Geflüster hinter den geschlossenen Fensterläden weckt mich allmählich. Ich erkenne das seidenweiche Gemurmeln des Schnees. Schon der Schnee! Er muß in schweren Flocken niederfallen, von einem Himmel, unter dem kein Wind stürmt . . . Der langsame, senkrechte Schneefall verdunkelt den Morgen, legt sich auf die zur Schule gehenden Kinder, die ihn mit erhobener Nase und offenem Munde empfangen, wie ich es einst tat . . .

Und die ironische Nacht hat mich mit sonnigen, kindischen Träumen überhäuft, mit leichten, leeren Träumen, wo es nichts gab, als meine Kindheit, den Sommer, die Hitze, den Durst . . .

Ohne Zweifel hält mich noch ein wenig Fieber in diesem Sommer, in diesem Garten fest, die meiner Kindheit angehörten. Ich habe Durst, aber nur nach Wasser, durch ein wenig gewöhnlichen Randwein gerötet, wie mir ihn M^élie in dem kühlen, ein wenig nach Schimmel riechenden Speisezimmer einschenkte.

— Zu trinken, M^élie, rasch!

Sie warf dann die Türe zu, ich hörte das Kreischen einer Gitterpforte und aus dem dunklen

Treppenhause stieg der Geruch der Kartoffeln herauf, die im Keller keimten; dann der scharfe Geruch von Wein, den man auf dem Sande des Kellers verschüttet hat, ein Geruch so feucht und so eifig, daß es mich wonnig zwischen den Schultern erschauert.

— Noch ein Glas, Mélite!

— Nein, sage ich dir. Du würdest Frösche im Bauch bekommen.

Das war die sichere Antwort, die ich jedesmal hörte, mit einer fast wollüstigen Gereiztheit hörte, wie alle die Sprüche Mélite's . . . „Wenn ein Hund auf der Erde den Zahn eines kleinen Mädchens findet und ihn verschluckt, wächst dem kleinen Mädchen ein Hundezahn und dem Hunde ein Zahn eines kleinen Mädchens.“ — „Setze nicht die Hüte deiner Kamerasdinnen auf; der Schweiß von drei anderen Personen macht, daß die Haare ausfallen.“

Von dem plötzlichen Schatten geblendet, errate ich das auf dem Tische liegende Vier Uhr-Brot, den noch warmen Laib, dessen duftige Rinde ich brach, um die Krume herauszunehmen und das Brot mit Himbeerenmarmelade zu füllen. Die Pause war mein bevorzugtes Mahl; ich konnte damit auf den Nußbaum klettern oder in die Scheune gehen, oder auch in die Abenderholung, in diese vielbewegte Stunde, in der wir laufen, lachen, spielen und uns herumtreiben konnten.

Dann kehrte ich in den goldigen Garten zurück, wo die Käfer summten, wo Glyzinien und Gaisblatt

ihren widerlichen Geruch ausströmten, in diesen Zaubergarten, wo es grüne Äpfel, rote und weiße Kirschen, flaumige Aprikosen gab.

Ach, Juni meiner Träume! Frühsommer, wo alles von herbem Saftes schwillt! Das zertretene Gras befleckte mein weißes Kleid und meine tabakfarbenen Strümpfe; die Kirschen spießte ich auf eine Nadel und der zartrosige Saft kam in der Form runder Tropfen zum Vorschein . . .

Ich will nur Wasser, wie ich es in dem dunklen Speisezimmer meiner Kindheit aus einem dicken Glase trank . . .

Es schneit. Ich erwarte Renaud. Marcel langweilt sich. Annie sticht, versenkt sich in ihre Erinnerungen und hofft. Gestern habe ich die beiden allein gelassen:

— Annie, machen Sie Marcel kein Kind!

Und vorwärts durch den Schnee, die Beine durch Tuchgamaschen geschützt.

O, schöner, unbesetzter Garten! Das Blau der Fichtenbäume ist der einzige Fleck darin, außerdem ein rostfarbiger Stamm eines Chrysanthemumstrauches und das braune Gefieder einer hungrigen Holztaube.

Béronnelle, die gelbe, graue, gestreifte und gefleckte Kaze mit den Laternenaugen verwandelt sich in einen Panther, um sich mit unvorsichtigen Spagen zu mästen, aber ihre Farbe verrät sie, obgleich sie sich platt in den Schnee drückt. „Ach, wenn ich doch weiß wäre!“ sagen ihre zu mir gewendeten schönen, grausamen Augen . . . Der schwarze und glänzende Hund Toby folgt mir niesend auf dem Fuße und man möchte schwören, daß er sich bestreift, zwischen die langen Spuren meiner Sohlen die zarte Zeichnung seiner vier Pfötchen zu setzen. „Du bist mir anhänglich wie mein

Schatten, mein gescheites Hündchen; du weißt, daß ich dich nicht verlassen werde, wie Annie, um einem jungen Hoteljäger nachzulaufen, der eine graue Livree mit Goldschnüren trägt und dessen Wangen roten Äpfeln gleichen.“

Es ist völlig windstill; der Schneehimmel hängt drückend über uns. Ich rufe Toby und meine Stimme klingt kurz, wie in einem mit Teppichen überfüllten Zimmer. Alles ist so verändert, daß ich mit der köstlichen Sicherheit mich zu verirren, dahinwandere. Der Geruch des Schnees, dieser zarte, aus Wasser, Äther und Staub gemengte Geruch, verdrängt alle anderen. Der kleine Bullen blickt mich öfter fragend an, weil er die Witterung seines Weges verliert. Ich beruhige ihn und wir gehen die Straße hinab, die kaum von einer Doppelfurche von Wagenrädern befleckt ist. „Weiter, Toby, nach dem Walde!“

— So weit? antworten die klugen Augen des Tieres. Fürchtest du denn nicht das sonderbare Reich des in Schnee gebetteten Waldes, wo es nur ein trübes Dämmerlicht gibt wie in einer Kirche? . . . Und diese Stille! . . . Götter! da hat sich jemand gerührt! . . .

— Nein Toby, ein welkes Blatt ist vom Baume gefallen, langsam, gerade wie eine Träne . . .

— Ein Blatt? Es war vielleicht ein Blatt in dem Augenblicke, als du es betrachtetest? Es hat gerätselt wie ein Schritt und dann wie ein Atemholen . . . Komm, ich habe Angst. Ich sehe nicht mehr den Him-

mel über unseren Köpfen, weil die Wipfel der Tannen aneinanderstoßen. Komm, jemand hat geschrien.

— Aber, Toby, das ist der große, rote Häher, der dort dahinzieht, mit seiner azurblauen Franse an jedem Flügel . . .

— Ein Häher? Jetzt ist's ein Häher, aber was war es vorhin, als es schrie? Du kennst nur eine Seite der Dinge und der Wesen, diejenige, die du siehst. Ich kenne deren zwei: diejenige, die ich sehe, und diejenige, die ich nicht sehe; letztere ist die schrecklichere . . .

Ach, der Glaube der Tiere an uns! Ein bedrückender, unverdienter Glaube! Es gibt Tierblicke, vor welchen man die Augen abwendet, errötet, sich wehren möchte: „Nein, nein, ich habe diese Ergebenheit, diese Hingebung nicht verdient, ich habe nicht genug getan, ich fühle mich unwürdig . . .“

Leicht wie eine Elfe fliegt ein kleines Eichhörnchen über unseren Köpfen von Ast zu Ast. Sein roter Schweif zerstäubt sich wie Rauch, sein stockiger Bauch wallt im Fluge. Es ist dicker, üppiger als eine Angoraskaze und neigt sich hernieder, um mich zu sehen, wobei es sich mit den Krallen an dem Aste festhält. Seine schönen schwarzen Augen zucken in scheuer Reckheit und ich habe das lebhafteste Verlangen es zu ergreifen, seinen kleinen Körper zu betasten.

Und plötzlich wird es Nacht. . . Der weiße Boden läßt uns vergessen, daß die Nacht kommen kann und man denkt erst daran, wenn sie da ist. Das Hündchen zu meinen Füßen zittert, während ich mit müden

Augen den Weg suche, der mich aus dem schwarzen Wald hinausführen soll . . . Nichts regt sich unter dem verschlossenen Himmel; der düstere Vogel, der mir folgt, scheint absichtlich zu schweigen. Ich schwanke, bin irre geworden, weil der feurige Reflex, der den westlichen Himmel färbt und mir den Heimweg zeigen sollte, fehlt. Eine leise Angst beschleicht mich, die ich mit dem Vergnügen eines kindlichen Robinson übertreibe. Der Himmel hängt tief über den blauen Schneefeldern, und er erdrückt mich schier, mich, das arme Wesen, das keine Schale und kein Gehäuse hat. Noch ein wenig mehr Einbildungskraft, ein wenig mehr Angst, du wache Träumerin! Wiederhole dir laut gewisse Worte, die zu dieser Stunde eine geheimnisvolle Macht besitzen: „Nacht. . . Schnee . . . Einsamkeit. . .“ Möge eine scheue und wilde Seele der deinigen entfliehen! Vergiß der Menschen und des Weges; vergiß des befreundeten Hauses, vergiß alles, nur nicht die Nacht, die Furcht, den Hunger, der dich bedrückt und deinen Mut sinken läßt. Suche mit bebendem Ohr, mit weit offenem, geblendetem Auge die Spur, vor der du fliehst, die Form, schwärzer als die Nacht, die überall, vor dir, hinter dir auftauchen kann. Fliehe rascher, verfolgt vom Schatten des Schattens, gleite über den Schnee dahin, der da gefriert und knirscht wie Glas; fliehe bis zu der Zufluchtsstätte, welche dein Instinkt wiederfindet; fliehe bis zu der rötlich schimmernden Pforte, wo du strauchelst, zitternd wie Espenlaub und wo du enttäuscht seufzest: „Schon!“

Ein fürchterlicher Regen blokiert uns, die wir schon völlig entnervt sind, zwischen dem Kamin, wo es zu heiß ist, und dem großen Fenster, bei welchem ein schneidiger Ostwind hereinbläst. Man kann bei solchem Wetter nichts unternehmen. Wenn ich einen Flügel der äußeren Glastüre öffne, klatscht der Regen betäubend auf die Fliesen des Perrons und bespritzt in tausend Tropfen das gefirniste Parkett. Hinter dem Fenster-
vorhang, den ich emporhebe, sieht man den Regen her-
niederströmen, einen durchsichtigen, trostlosen Vorhang,
der in ungleichen Falten sich nach Westen zieht wie der
Kleidsaum einer Kiezin, die über die runden Berg-
kämme steigt.

Vom Feuer und von der Erwartung gepeinigt
(denn ich zähle die Tage und die Nächte), verhalte ich
mich still. Ich fasse mich in Geduld, denn zwischen den
trüben Stunden sehe ich eine schöne Stunde glänzen.

Annie und Marcel verursachen mir Kummer.
Sie tragen die Mienen von Gefangenen zur Schau,
mit ihrem nervösen Gähnen und ihrem Frösteln. Ver-
gebens hat Marcel dreimal die Halsbinde gewechselt,
seine Jagdstiefel zur Dinerstunde gegen ein Paar Lack-
schuhe vertauscht. Er irrt herum, an einer Abspannung

schmachtend, welcher ich allein nächst Renaud ein Ende bereiten kann . . . Wie würden diese Augen einer jungen Miß aufleuchten, wie würden diese Wangen sich röten, wenn ich plötzlich sagen würde: „Da, nehmen Sie Ihre dreitausend Franken und machen Sie, daß Sie fortkommen.“ Ich werde mich hüten, ihm diese Freude zu bereiten. Vor allem müßte ich diese dreitausend Franken von Renaud verlangen — und unter welchem Vorwande soll ich das tun? Und dann — ich muß es auf diesem verlockenden weißen Blatte gestehen: — ich freue mich insgeheim über diese kindische Langweile meines Stieffohnes. Das ist der feige Instinkt eines Gefangenen. Jawohl, ich sehe es gern, wie Annie in einem luxuriösen Schweigen ihr brennendes Verlangen genießt und wie Marcel, bleich in seiner Einsamkeit, selbst vor Annie Geschichten wiedererzählt, in welchen es für den Frauenrock keinen Raum gibt. . . Ich reiche ihnen meinen eigenen Kummer hin, wie einen mit Sand bestreuten Kuchen . . .

Wie häßlich bin ich doch! . . . Das wird vorübergehen. Es ist heute ein Regenabend. Die Sonne wird mit ihm wiedertekhren. Annie wird dann fliehen können, um neuen Abenteuern nachzujagen . . . Und auch Marcel wird die Gesellschaft fragwürdiger Jünglinge suchen können . . . Und alles wird wieder leicht, natürlich und dauerhaft werden . . . Wir werden nicht lange mehr zu warten haben . . . Geduldet euch, meine lieben Kinder . . . wie ich mich gedulde . . . reiset in eueren Träumen . . . Marcel kimpert auf dem Piano

den kindlichen Gesang der Rheintöchter und wie ich diese Töne höre, werde ich um ein Lustum jünger, fühle mich in das Jahr 19 .. versetzt, welches den Beginn und das Ende eines flüchtigen Flirts Renauds gesehen hat. Es war ein Strohfeuer, dessen Flamme beunruhigte, das aber nichts als ein Häuflein weißer Asche zurückließ.

Renaud liebte in jenem Jahre die schöne Suzie. Die schöne Suzie gefällt durch einen Amerikanismus, der für den mittelmäßigen französischen Romancier erreichbar ist. Sie trägt auf feinen und hohen Beinen eine wenig geschnürte Taille und einen brutal geformten Kopf mit breiten Kinnladen und breiter Nase. Suzie lacht zu oft, aber sie zeigt feuchte, schöne Zähne . . . Wenn sie lacht, schließen sich ihre Augen und man denkt nur mehr an ihren Mund, der allein in ihrem Gesichte glänzt. Aber wenn ihre braunen Augen sich wieder öffnen, folgt man entzückt ihrer zärtlichen Beweglichkeit.

Ihre Toiletten und Hüte sind nicht verständlich. Bald hat sie ein einfaches Matrosenhütchen auf dem Kopfe, bald wieder den seltsamsten Hut mit einer Überfülle von Federn. Denn ihre Vorfahren, die Rothäute, haben ihr einen eingefleischten Geschmack für die Feder hinter dem Ohre vererbt, da der Nasenring denn doch nicht mehr möglich ist . . . Der Fuß ist lieblich geformt, dagegen hat sie eine Manneshand; ihre Stimme flüstert gewöhnlich, doch wenn sie sie erhebt, wird sie hart und näselnd.

Die Literatur hat diesen schönen Dantevogel verdorben, den man nichts anderes hätte lehren sollen als zu glänzen und den Nacken zu wiegen, die Zähne zu zeigen und mit einer geschickten Bewegung der Ferse ihre flockige Schleppe zurückzuschleudern.

Suzie hat gelesen und daher kommt alles Übel. Sie hat viel gelesen und wenig davon behalten. Sie führt eine Doppelsprache von Poesie und Prosa, von Theater, Romanen und Philosophie, auf gut Glück, ohne viel zu wählen, mit einer Sicherheit, welche die naiven Zuhörer unterjocht.

Ich war nicht gekränkt, als Renaud begann, dieser Suzie vom five o'clock bis zum Afternoon tea zu folgen . . . Sie war mir so wenig ähnlich! Ich glaube, daß ich die Welt mit Blut und mit meinem Butgeschrei anfüllen würde, wenn mein Mann sich in eine Schweigsame verlieben würde, wie ich es bin, im Grunde heftig, von einer durch die Trägheit gedämpften Heftigkeit, sinnend wie ich und unruhig zugleich, jünger und hübscher als ich . . .

Aber Suzie! Welche Claudine könnte auf Suzie eifersüchtig sein? Suzie ist lüstern nach Flirt, nach kühnen Liebkosungen unter dem Tischtuche, Suzie ist verlogen und anspruchsvoll, Suzie führt eine Aufzeichnung über ihre Rendezvous und ihr Büchlein ist mehr gefüllt als dasjenige eines Zahnarztes. Suzie entlehnt gern eine Meinung von diesem Maler und von jenem Romancier und macht Staat damit, wie ein kleines Mädchen mit einem langen Kleide.

Für diese schöne Suzie entwickelt Renaud einen Proselyteneifer, trotz meiner weisen Ratschläge. „Sie ist schön, sagte ich ihm; was wollen Sie mehr von ihr? Lehren Sie sie schweigen und sie wird der Vollkommenheit näher kommen. . .“ Und dann mußte ich zu meiner Erheiterung hören, wie mein Mann die Sache Suzies vor mir verteidigte, wie er bei ihr die Feinheit und eine geradezu lateinische Fertigkeit des Geistes entdeckte, dann eine sehr ehrenwerte Melancholie, einen tiefen Widerwillen gegen Schwindel und Unnatur . . . Suzie und melancholisch! Melancholisch und von einem Verlangen nach edleren Dingen erfüllt, diese Paradesute, die sich stolz unter dem Zierrat und den Federbüschen bäumt! . . .

(Unwillkürlich setze ich sie ein wenig zu stark herab. Eine späte Eifersucht plagt mich, indem ich an die vielen verlorenen Stunden denke, an die Rendezvous, die mir Renaud raubten.)

Das verliebte Apostolat meines teuren Gatten führte diesen dazu, Suzie nach Bayreuth mitzunehmen. Zuerst wollte ich darüber weinen, später mußte ich darüber lachen, dann sah ich vernünftigerweise das normale Ende dieser Idylle voraus und daß Suzie sich selbst unmöglich machen werde.

Ich sah im Geiste ohne Vergnügen die kleine schwarze Stadt wieder, wo die Kühle regnet, den Garten der Marktgräfin, wo Annie, von der Einsamkeit bedrückt, sich an meine Schulter warf . . . Ich sah in meinem Teller wieder die scheußlichen Gerichte

„mit Kompott“ und in meinem Glase das schlechte aber kalte Bier. Ich sah die abgeschmackten Betten wieder, die dem Schläfe und der Liebe gleichmäßig feindlich sind.

Renaud hatte für Suzie eine kleine Wohnung in einem alten, aber freundlich aussehenden Hause gewählt, dessen mit roten Pelargonien geschmückte Fenster auf die Richard Wagner-Straße gingen, auf diese menschenleere, im Sonnenbrande glühende Straße. Doch nicht ganz menschenleer! . . . Zweimal des Tages zog ein bayerisches Regiment durch die Straße, kräftige Burschen auf Rotschimmeln, mit sonnverbrannten Doggengesichtern zwischen dem Helm und dem blauen Kragen des Waffenrockes.

Ich sehe die zwei blumengeschmückten Fenster wieder und die Büste Suzies an einem derselben. Sie ist ohne Hut, ihre braunen, muschelförmig gesteckten Haare schillern in der Mittagssonne; ihre Brüste unter ihren gekreuzten Armen sind ein wenig platt gedrückt in dem Kleide von weichem Stoffe, das mit roten und gelben Tannenzapfen bemalt ist, ihre kleine Nase rümpft sich in der Anstrengung, die sie macht, um die Augen gegen das sengende Sonnenlicht offen zu halten . . . Hinter ihr taucht die große Gestalt Renauds auf, die sich wie ein dunkler Balken von dem weißen Hintergrunde des Zimmers abhebt. Er lacht nicht, denn er hat Begierde nach ihr . . . Sie aber lacht und neigt sich besser vor, als das Regiment vorüberzieht, die Straße mit Staub und Schweißgeruch erfüllend. Sie lacht und die Doggengesichter der dampfenden Solda-

ten erwidern ihr Lachen. Sie neigt sich zu Renaud und sagt: „Es ist doch drollig, so viele Männer beisammen!“ Ihr schöner Blick aus den braunen Augen kreuzt denjenigen meines Mannes und wendet sich plötzlich wieder ab; und wir alle drei verharren ernst und stumm, wie drei Fremde, die ein Zufall hier zusammengeführt hat. Ja, ich erinnere mich dieser entscheidenden Stunde. Zwischen Renaud und Suzie stehend sah ich deutlich das Verlangen zwischen ihnen vorüberziehen, einen Augenblick Halt machen und wieder entschwinden. Doch ich verschleierte meinen Blick und unterdrückte meinen mörderischen Gedanken. Was nützte es? Der Mann, den ich liebe, soll frei leben, in einer eingebildeten und beruhigenden Freiheit.

Alle Tage, die dieser beklemmenden Minute folgten, konnte Renaud seine Suzie sehen und Herzen, sich an ihrem singenden Akzent, an ihren wallenden Federn, an ihrem wechselnden Parfüm ergötzen, in ihrem Zimmer ihrer betäubenden Toilette beiwohnen . . .

Zur Mittagsstunde hatte ich den Heldenmut, ihn zu Suzie zu schicken, daß er sie abhole aus ihrem Zimmer, wo noch die Wäschestücke umherlagen, die Waschbecken noch nicht gereinigt waren, die Koffer offen standen . . . Ich wußte, daß sie ihn und seine täglichen Blumen mit einem halb verlegenen, halb freudigen „Ach!“ empfing und daß sie mit geschickter Ungeschicklichkeit den Gürtel ihres Rockes festschnallte. . . Ich sah sie, wie sie zum Spiegel geneigt, aber die Augen anderswohin gewendet, zwei rote Striche über

ihre Rippen zog, mit der Puderquaste über ihre Wangen fuhr, immer ohne sich selbst zu betrachten und mit der Geschicklichkeit einer Affin. Ich kannte so gut — besser als Renaud — die geheuchelte Hast, die gemachte Unordnung, die gespielte Verlegenheit Suzies, deren dunkle Augen sich noch mehr verdunkelten, daß man unwillkürlich an einen sträflichen Beweggrund einer so lebhaften Erregung denken mußte.

In Wahrheit sah ich all das durch die Mauern, noch ehe Renaud sich herbeiließ es mir zu erzählen. Armer Großer! Er ging endlich in die Falle meines Vertrauens und meiner Ruhe und nach dem Schmerze, den schon seine ersten Geständnisse mir verursachten, glaube ich, daß ich nach dieser Beichte im Grunde kein Verlangen trug.

Sowohl, ich war heldenmütig; das Wort ist nicht zu stark. Mit dem Gleichmuth einer fremden Gouvernante ertrug ich die Lektionen „über Wagners Tetralogie“, in welchen Renaud sich über sein Liebesfieber hinwegzutäuschen suchte und welchen Suzie stumm, entzückt bewohnte, die Augen auf den gütigen Apostel mit dem weißen Schnurrbart geheftet . . . Eines Tages war ich nahe daran, ihr mit den Nägeln ins Gesicht zu fahren, als ich bemerkte, daß sie anstatt der Stimme Renauds zu folgen, den Bewegungen seiner Rippen folgte . . . Verscheuchen wir alle diese Erinnerungen! . . . Erinnern wir uns nur der stillen Freude, der plötzlichen Tanzlust, die mich eines schönen Abends, an welchem Parsifal gegeben wurde, ergriff . . .

In der Theater-Restaurations, dieser unbequemen Halle, wo es nach Funke, verschüttetem Bier und Zigarrenrauch stinkt, warteten wir erschöpft auf ein warmes „Wiener Schnitzel“, welches ein Kellner durch diese Menge, die vier Stunden Wagner niedergeworfen hatten, bis zu uns retten sollte . . . Im grellen elektrischen Lichte betrachtete ich Renaud, den die Musik gealtert hatte, mit seinem zitternden Schnurrbart und seinen derben Kinnladen, und betrachtete Suzie, die verjüngt, lebhaft war, über die diese niederschmetternden Harmonien gnädig hinweggeglitten waren. Sie heuchelte Müdigkeit, drehte und wand die geschmeidigen Schultern, schloß die Augenlider, wiegte ihre ganze Gestalt in einer wollüstigen Gymnastik, an welcher Renaud sich still, fast boshaft weidete. Rings um uns her ein Geräusch von Tellern und Schreien, die in einem schlechten Deutsch gerufenen Befehle! Maugis, der mit dem Ehepaare Payet und mit Annie hinter uns saß, die heiseren Rufe einer Gruppe von Engländerinnen in bloßen Haaren . . . Ich dachte aber feige daran, daß um zehn Uhr ein Zug nach Karlsbad abging und daß in dem Karlsbader Expresszuge Claudine nach Paris fliehe, eine angewiderte Claudine, um die sich niemand mehr kümmerte . . .

— O ja, bekräftigte Suzie mit einem falschen, sehr verführerischen Eifer, ich habe in der Tauffzene viel geweint!

— Ja, murmelte Renaud, der sich kaum mehr bemeistern konnte.

— Ich habe das Lanzenmotiv sehr wohl erkannt!

— Welches Lanzenmotiv?

Sehr aufmerksam, von plötzlicher Hoffnung erhellt, neigte ich mich vor.

— Aber das Lanzenmotiv, das für Botan und auch für Parsifal geschrieben ist! Ich täusche mich doch nicht . . .

An meinem kurzen Lächeln sieht Suzie, welche Dummheit sie gesprochen hat; doch Maugis, der halb beduselt ist, klatscht wütend Beifall und ruft:

— Vortrefflich, schöne Frau! Ausgezeichnet! . . . Sie machen Ihrem Professor im Leitmotiv alle Ehre! . . . Das Lanzenmotiv für Botan, für Siegfrieds Schwert, für Parsifals Bogen, für Hans Sachs' Pfriem, für Hundings Waidmesser und für Sentas Nägelscheere! Ein Hurrah für das Lanzenmotiv!

Ich hätte den dicken, schwitzenden, feuchenden Maugis küssen mögen. Suzie errötete und war in ihrem Zorn noch schöner. Renaud entschloß sich zu einem nachsichtigen und väterlichen Lachen, wandte aber seine Augen von den meinigen ab, damit ich darin nicht seine Verlegenheit lesen könne. Ich aber fühlte mich von einer Freude der Vergeltung durchströmt; ich ließ den Gedanken an den Karlsbader Expreßzug fahren, leerte auf einen Zug meinen mit Johannisberger gefüllten grünen Römer und flüsterte mir selbst zu: „Sei liebenswürdig und schweige!“

Und ich begann mir einen kleinen Spiz anzuziehen. Ich trank Maugis zu, der mir die „Profit!“ erwiderte

ohne Zahl. Ich trank der bleichen, gedrückten Annie zu; sie lächelte nur, ohne zu verstehen, mit der zerstreuten Miene einer Schülerin, die schlechte Gewohnheiten hat. Ich trank Martha und ihrem Gatten zu. Er sah wie ein geschniegelter Ladenschwengel aus, sie war rot und glänzend, die Haare in breiten Flechten unter einem sehr unternehmenden Hute. Ich trank, obgleich schon benebelt, meinem teuren Renaud zu, mit stillem Wunsche mein Glas zu ihm erhebend . . . Und Suzie, von meiner Lustigkeit angeregt und keinen Groll kennend, füllte ihren Römer noch einmal, lachte herzlich, schloß dabei die Augen und zeigte die Zähne, und brachte die Gesundheit ihres abwesenden Gatten aus, dieses Gatten, der sich in fernen russischen Petroleumgruben für sie abmühte.

Ich verdoppelte mich, spiegelte mich in meinem Rauche, sah meine heißen Wangen, meinen roten Mund, meine geringelten Haare, die von der Hitze weich wurden, und ich fühlte meine Augäpfel so weit und so gelb, daß ihr Licht meine Augenlider erhitzte . . . Ich sprach, ich sprach, meine physische Glückseligkeit und meine vorübergehende Doppelheit ausnützend, um alle die leichten Späße auszuwerfen, die ich in nüchternem Zustande aus Trägheit und aus Scham zurückhalte . . . Ich erinnere mich, daß ich bei meinem ärgsten Geschwätz die Gesichter Renauds, Suzies, Annie's, Marthas und Leons, auch die schlagflüssige Maske Maugis, mir aufmerksam und pffiffig zugewendet sah; sie betrachteten mich mit dem Ausdruck

von Leuten, die beobachteten, ohne gesehen zu werden, oder die in Sicherheit eine Blinde betrachten . . . Eine Blinde! Meine Augen drangen in ihre Seelen ein, neugierig, aber nicht ohne Geringschätzung und erfrischten sich erst an der abgrundtiefen Bläue der Augen Renauds, der über die geheimen Beweggründe dieses zügellosen Rausches nachsann . . .

Seit jenem Tage waren meine Triumphe zahllos. Ach, Ihr Suzies alle! wenn Ihr wüßtet, wovon die Liebe eines Mannes abhängt, wenn diese Liebe in Wirklichkeit „Begierde“ heißt! . . .

Es kam eine Stunde, in welcher ich in der Nervosität Renauds etwas anderes als die Begierde unterschied: zuerst das geheime, dann das stürmische und krankhafte Verlangen fortzugehen . . . Hatte Suzie sich ihm ergeben? Ich habe es nie erfahren. Ich will es auch nicht wissen. Renaud hat mir später nur zu viel davon erzählt. Ich erfuhr von ihm, welcher plumphen Vorrichtungen, welcher unwürdigen, gleichsam professionellen Kniffe sie sich bediente, um ihn zu erregen, wie sie ihren parfümierten Kopf an seiner Brust wälzte und dabei flüsterte: „Ich bin eine arme, einsame, kleine Frau und fühle so großes Bedürfnis, daß man mich herze . . .“ Ich habe erfahren, wie Suzie in Renauds Gegenwart die Briefe ihres Gatten öffnete, sie hastig las, ohne eine Zeile wegzulassen, mit jenem hündischen Lächeln, das die Zähne entblößt . . .

Eines Tages, an welchem sie noch boshafter

war als gewöhnlich, hielt sie Renaud einen zerknüllten Brief unter die Nase:

— Lesen Sie das, dearest, wenn es Ihnen Vergnügen macht . . . Ja, ja . . . Lesen Sie!

Und mit ihren geschmeidigen, stets kalten Händen glättete sie den Brief, vier Seiten mit einer schwerfälligen und deutlichen Schrift bedeckt. Renaud las, wobei Suzie sich an seine Schulter lehnte. Er las — plötzlich frostig geworden wie die Hände Suzies — den unterwürfigsten, schmerzlichsten Brief, den ein abwesender, ernüchterter, eifersüchtiger Galte einer bis zum Schwachsinn geliebten Frau schreiben kann. — „Meine Suzie . . . meine Vielgeliebte . . . Wie fern du bist . . . Unterhalte dich, aber sei vernünftig . . . Schone deine Gesundheit . . . Betrüge mich nicht . . . Du weißt, wie ich leide, wie traurig ich bin . . . Betrüge mich nicht . . . Du bist alles was ich auf Erden besitze . . .“

Dieser immer wiederkehrende hoffnungslose Aufschrei: „Betrüge mich nicht!“, diese Unterwürfigkeit eines Mannes, der sich alles gefallen ließ, um Suzie zu behalten, die schimpfliche Heiterkeit dieser Schurkin, die sich über den Brief neigte und ihre Wange an Renauds Schnurrbart rieb, diese ganze Szene, die der Idylle ein Ende machte: ich habe sie nicht mit angesehen, aber ich habe sie in meiner Erinnerung erneuert und ich verweile gern dabei, wie vor einem Gnadenbilde, vor einem Fetisch, der sich bewährt hat.

— Annie, wenn das Wetter so schlecht bleibt, wird man Polisson frisch beschlagen lassen müssen. Das arme Tier geht ohnehin schon schwer und wenn der Frost so andauert, wird der Gaul Dienstag Renaud nicht vom Bahnhofe hereinführen können.

Annie sitzt da mit leeren Händen und jener gleichgültigen Miene, die mich bald bewegt, bald verbittert. Ich finde, daß sie sich nicht genügend freut. Renaud soll endlich Dienstag ankommen. Ich habe Lust ihr diese Worte zuzuschreien, oder sie ihr in den Kopf mit den schmalen Schläfen gewaltsam hineinzutreiben.

— Nun, Annie!

Sie zuckt mit den Achseln, heftet ihren zerstreuten Blick auf mich und erwidert:

— Ich weiß nicht. Was kümmert es mich, ob man Polisson beschlägt oder nicht? Seit Wochen haben Sie mir die Last abgenommen, an mein Haus, an meinen Pächter, an die Mahlzeiten zu denken... Ich habe Ihnen mit Casamène alles gegeben: das Haus, den Park, die Sorgen des Eigentümers... behalten Sie sie.

— Sie haben Recht, Annie.

Und ich bin sogleich erstaunt über meine Milde und Verjöhnlichkeit. Macht das die bevorstehende Ankunft des Herrn und Meisters? . . . Er kommt und schon beugt sich mein Hals nach dem zu weiten Halsbände, nach der eingebildeten Fessel, der ich leicht enttrinnen könnte, wenn ich wollte. Aber ich will nicht. Ich habe gesagt: „Sie haben Recht.“ Ich werde auch sagen: „Wie Sie wollen, Renaud . . . wenn es Ihnen gefällig ist . . . Ja . . . Erlauben Sie . . .“ Ich muß die zärtlichen und unterwürfigen Formeln wieder in meine Sprache aufnehmen; sie mögen dort die gebieterischen Redensarten ersetzen, mit welchen ich die schlaffe Annie, sowie den auskneifenden Marcel ermuntere . . .

Dieser schleicht hinter unseren Spuren einher, krank in seinem Müßiggange, unruhig über die Rückkehr seines Vaters. Er hütet sich vor dem Ostwinde, der ihm die vergangene Woche seine zarten Ohren schier abfrieren machte.

— Marcel, hängen Sie diese Rechen in den großen Schrein, ich muß hier für die Kleider Renauds Platz schaffen.

Er gehorchte mit freundlicher Miene und unwilligen Händen, er fürchtete offenbar sich einen Fingernagel zu verbiegen. In meinem Zimmer, das bald unser Zimmer sein wird, liegen Kleider und Wäschestücke umher. Verauscht von dieser Unordnung bin ich damit beschäftigt aufzuräumen. Mein Gürtel ist verkehrt, meine Halsbinde hängt herab, ein Haarbüschel

in der Form eines Fragezeichens hängt mir bald in das rechte, bald in das linke Auge. Kaum daß von Zeit zu Zeit die Angst mich beschleicht, daß ich häßlich sein könnte; dann laufe ich schnell zu dem dreiteiligen Spiegel und befrage ihn. Bah, es wird schon gehen. Die Nervosität des Schattenrisses täuscht über mein wirkliches Alter; das Gelb der Augen verzehrt die Höhlung der Wangen und meine gewölbte Lippe scheint darüber erstaunt, noch so kindlich zu sein . . . Ruhig, ruhig, es wird gehen . . .

— Tragen Sie das fort, Annie, das sind Sommerhemden.

— Fort? Wohin?

— In den großen Spind des schwarzen Kabinetts, wo Marcel eben Rechen aufhängt. Es ist dort stockfinster, strecken Sie die Hände vor. Wenn jemand schreit, so ist es Marcel.

— O, entgegnet sie züchtig. Aber sie beeilt sich zu gehorchen . . . Man kann nie wissen . . .

Ich räume und räume. So gerät mir eine Schachtel in die Hände, die an allen vier Enden zerrissen ist und durch eine Schnur nur unvollkommen zusammengehalten wird. Vergilbte Papiere, verblaßte, eingerollte Photographien fallen heraus. Ich erkenne in diesen Lichtbildern nur schwer einige Aufnahmen aus einer schönen Reise, die wir, ich und Renaud, vor acht Jahren nach Belle-Ile-en-mer gemacht haben.

Sarah Bernhardt hatte damals diese Gegend noch nicht zivilisiert, ihren feinen Sand noch nicht ge-

glättet, der kalt und trocken durch die Finger glitt, in tausend pulverisierten Rubinen schillernd.

Nie habe ich den Reiz des Meeres in so großem Maße empfunden wie damals. Ein Salzfeber beschleunigte des Nachts den Schlag meines Herzens, elektrifizierte meinen Schlaf; am Tage berauschte mich die Seeluft bis zur Stunde, wo ich erschöpft in der Höhlung eines Felsens einschlief, auf dem feinen roten Sande, der meine Haare bestäubte. Der Ozean beleckte meine braunen Beine und polierte die Nägel meiner stets entblößten Füße blank . . . Angesichts der Schönheit dieser Landschaft spielte ich nicht die Blasierte; ich folgte der Fahrt der Barken mit ihren vielfarbigen Segeln auf dem grünblauen, endlosen Wasserspiegel.

Eine unüberwindliche Trägheit verkürzte uns die Stunden. Wie zwei glückliche Hunde, die zusammen still ihre Nahrung suchen, beschäftigten sich unsere müßigen und verjüngten Geister mit der drohenden Wolke, mit dem wechselnden Winde, und ich vergesse nicht den Ernst, mit welchem Renaud, der mit nackten Armen und Beinen dalag, mit ausgestrecktem Finger auf eine Krabbe wies, die vor uns tollkühn herumhüpfte und mit den Scheeren klapperte, ganz rot, als ob sie schon gesotten wäre . . . Der Regen der Seeküsten, dieser feine, in Dampf aufgelöste Regen, der einen Silberdunst auf Wangen und Haare legt, durchnäßte uns auf der einen Seite, der Wind trocknete uns auf der anderen.

Nur der Hunger trieb uns nach unserem großen hölzernen Hause, das nach Teer roch wie ein Schiff; ich eilte rasch die Treppe hinauf, leidenschaftlich angeregt durch den Geruch der Hummersuppe und der Thunfisch-Schnitten. Ich sprang die Stufen hinauf und ließ die Spuren meiner frischen und nassen Füße zurück . . .

Am Abend wurden wir durch ein sanftes, fliegendes Geseum auf den aus roten Ziegeln gemauerten Balkon gelockt . . . Im milden Schein der Sterne tanzten die Sardinienarbeiterinnen ihren Reigen und sangen dazu:

Nein, nein, nein, Geliebter mein,
Ist nicht hier, es darf nicht sein . . .

Bei dem flüchtigen Schein einer Tabakspfeife erblickte ich einen hellfarbigen, mit Blumen gestickten Shawl, eine gesteierte weiße Flügelhaube, eine jugendliche, von der Sonne gebräunte Wange, ein blühendes Geschmeide . . .

Vor dem Abendbrot und dem Tanze streiften diese frischen und braunen Mädchen zwei und zwei, oder drei und drei, lässig und ziellos zwischen den Felsen und auf dem Sande der Düne herum . . . In der Höhlung eines Grabens oder an einer Wegkrümmung tauchten sie plötzlich auf, stumm und stehend, mit der unterwürfigen und listigen Miene junger gebändigter Tiere . . . In einer hellen Mondnacht, die

ihr Silberkleid über das stille Meer ausbreitete, wagte eines dieser Mädchen uns zuzurufen:

— Brauchen Sie niemanden?

— Wozu?

— Mit Ihnen zu schlafen . . .

Wir betrachteten sie lachend, belustigt durch diese scheue Kühnheit, durch ihr volles Gesicht, ihr gespanntes Nieder. Sie war jung, trug frisch gesteierte Wäsche, war auf den Glanz herausgeputzt und wenn ein Windhauch ihre Röcke bewegte, führte er uns einen unerträglichen Geruch von ranzigen Fischen zu . . .

Diese glückliche Ferienreise hatte einen sonderbaren Abschluß und ich muß herzlich lachen bei der Erinnerung an unsere Abreise, die sich unter den entrüsteten Blicken dieser Leute vollzog . . . Wie auf meine Strümpfe und Schuhe, hatte ich auch auf meine Röcke verzichtet und Renaud kann bezeugen, welch ein netter Bootsjunge seine Frau ihm war, angetan mit einem großen blauen Kragen, einer Hose von Jersey-Stoff und einer Wollmütze, und wie schnell ich es erlernt hatte, das Segel zu handhaben. Eines Nachmittags, als wir in der Höhlung eines roten, mit dichtem Moose tapezierten Felsens ausruhten, war Renaud so unvorsichtig, seinen Bootsjungen als seine vielgeliebte Gattin zu behandeln und zwei Badende, die unbemerkt vorüberschwammen, verhüllten sich die Gesichter — nachher. Die Entfernung und das Kostüm hatten diese Beobachter getäuscht und mein ungeduldiger Mann wurde für den ganzen züchtigen Ort der „efflige Pariser,

der für einige lumpige Franken die Bootsjungen ins Verderben stürzt“.

O, du verleumdeter Renaud! Wie ergötzlich fand ich deine Miene, in der sich kindische Wut und frauenhafte Scham malten! Aber ich konnte doch unmöglich Hose und Bluse ablegen, um mit meiner ruhmvollen Nacktheit deinen zerklüfteten Ruf wieder herzustellen.

Ein durchdringender Schrei, der Schrei einer zermalmtten Maus, gefolgt von einem krankhaften Lachen stört mich aus meiner Träumerei auf . . . Was ist Marcel oder Annie widerfahren? Ich laufe in das schwarze Kabinett, von wo dieser Schrei und dieses Lachen gekommen waren, dieses Lachen, das verstummt war und wiederbegonnen hatte.

— Tuet euch nur keinen Zwang an, meine lieben Kinder . . . Welches Spiel habt ihr eigentlich gespielt?

Marcel ist aus dem schwarzen Kabinett hervorgetreten; seine Augen stehen voll Tränen, er stützt sich an die Wand des Korridors und preßt eine Hand an sein Herz.

— Ach, wie dumm! schluchzt er. Ich werde davon sicher einen Nervenanstoss haben.

— Weil . . .

— Annie hat . . . o, ich weiß, daß es nicht mit Absicht geschah . . .

— Annie? Was hat sie denn getan?

Nun tritt die Angeschuldigte aus dem Dunkel

hervor; sie ist ganz bleich, ihre Augenwimpern zittern und sie beginnt wie eine Nachtwandlerin mir zuzuflüstern:

— Ich schwöre Ihnen, ich habe nichts getan... Er täuscht sich... Ich bin unfähig, Claudine, glauben Sie nicht...

Marcel lacht schluchzend, mit zurückgebeugtem Nacken und ich fange an Annie zu verdächtigen.

— Hat sie Ihnen Gewalt angetan, Marcel? Armer Kleiner! Er sieht ja aus wie eine zerdrückte Rose!... Komm zu deiner Stiefmutter!

Ich führe Marcel nach meinem Zimmer, einen Arm um die Schultern des Jungen legend, der noch von seinem nervösen Lachen geschüttelt wird wie ein Schulmädchen, so hilflos, so geziert und so lächerlich ist, daß ich nicht recht weiß, ob ich ihn prügeln oder noch brutaler küssen soll?

Ich ahne, daß hinter mir Annie zu flüchten versucht und in einer Ecke des Korridors ohnmächtig zu werden droht...

— Annie, was ist das? Kommen Sie sogleich hierher!

Die ganze Szene stimmt mich nachgerade heiter und ich empfinde auch ein niedriges Vergnügen der Neugierde. Annie, die mit halb offenem Munde und zitternd dasteht, schien das Opfer zu sein, wenn nicht Marcel, dessen Augen von nervösen Tränen glänzen, das Mitleid unmittelbar erwecken würde. Ich lasse mich auf einem Lehnstuhl nieder, lege die Hände auf

die Arme des Sessels und beginne sodann mein Richteramt:

— Meine Kinder, ich höre euch. Marcel, sprechen Sie! Was hat Annie getan?

Marcel gehorcht und ruft, am ganzen Körper zitternd:

— Sie hat mich betastet!

— Ich? . . .

— Still, Annie! . . . Sie hat Sie betastet? . . . Was verstehen Sie unter diesen Worten?

— Mein Gott! Was alle Welt darunter versteht. Sie hat mich betastet.

— Sie hat Sie bei der Hand ergriffen . . . bei der Taille?

— O! . . .

— Still, Annie! . . . Beim Ohr, beim Knie, beim . . .

— So ziemlich überall, gesteht Marcel sehr kleinlaut.

— Nein, nicht überall, ruft Annie mit einer solchen Heftigkeit, daß ein tolles Lachen uns beide ergreift.

Ah, wie schmeckt mir das! Wie schön ist es, sich durch einen Schüleruß zu verjüngen! Ich finde mein Gemüt wieder, das ich in unseren Abendlehrstunden hatte, wo ein mit der langen Anais ausgetauschter Blick, ein von Marie Belhomme falsch ausgesprochenes Wort ein Gelächter entfesselte, die tolle, ansteckende Heiterkeit der eingeschlossenen Kinder . . . Meine Zu-

gend! wie nah und doch wie fern bist du mir an diesem Abend . . .

Und während wir lachen, Marcel und ich, weint Annie. Sie weint stehend, langsam, mit einem Ernst, der mich ergreift, meinem Lachen ein Ende macht. Ich eile hinzu, presse ihre Schultern.

— Kleine, geliebte Törrin! Sie sind toll! . . . Wir sind Simpel, das ist wahr; aber es lohnt doch nicht die Mühe so zu weinen!

Sie macht sich los mit einer Drehung der Schulter, mit einer Bewegung der Augenbrauen und der Rippen, mit einem ausweichenden Blick, die zusammen so viele Dinge sagen! . . . Mitleidig, beunruhigt höre ich im Innersten, was ihr Gesicht ausdrückt. „Nein, ich weine nicht aus Ärger und nicht aus Scham, ich weine aus Neid und Enttäuschung. Ich beweine, was meiner Hand, meinem Munde sich entzieht, was ich suchen werde müssen, sehr fern oder sehr nah . . . Ich, die Sehnsuchts, Träge, Scheue, Untätige, ich, die Sklavin meines gierigen und eigensinnigen Körpers, werde herumlaufen müssen, um ein kurzes Glück zu suchen, das mich nicht sucht . . . Ich werde wandern, ohne Frohsinn und ohne Glauben, Seite an Seite mit meinem Verlangen, das nicht einmal ein Gesicht hat, das nichts hat als reizende Lippen, mit einem goldigen, figelnden Flaum bedeckte Beine, Arme, die sich rasch um mich schließen und sich rasch wieder lösen, ein Herz, das heiß ist von Ungeduld und Undankbarkeit. . . Ich werde gehen! . . . denn ich kämpfe vergebens und

ich habe kein Vertrauen zu mir selbst. Jawohl, Seite an Seite mir meiner Begierde werde ich die glühende Heerstraße entlang wandern, ganz stolz darauf, mich hinzugeben, meinem unwürdigen und teuren Gefährten unterwürfig, — ich sehe voraus, daß er unwürdig sein wird und lächle schon jetzt zu meiner Wahl einer Blinden, die suchend herumtastet — glücklich bis zur Wendung des Weges, wo mein verräterischer Führer zerstioben wird wie der Regenbogen, der im Sonnenlichte auf den Tautropfen schillert. Und ich werde mich vernünftig wiederfinden, atemlos, gesättigt, einsam und verlassen mit meiner Naivität eines kleinen Mädchens, welches seufzend spricht: „Ich werde es nicht wieder tun“ — während ich den Kopf nach dem verblaßten Bilde meiner Sünde umwende.

Alldas lese ich in den Augen Annies, in ihrem trostlos feuchten Blick . . . Und ich fühle mich versucht — ist es Edelmut oder ist es Unzucht? — ihr Marcel in die Arme zu werfen, diese reizende Puppe, die einem Manne gleicht, so wie man im Geheimen einer Gefangenen irgend ein schimpfliches Spielzeug zustecken würde.

— Marcel!

— Liebe Freundin!

— Spielen Sie nicht die Weltdame: wir reden ernsthaft.

— Ich spiele nicht die Weltdame, Claudine. Sind Sie nicht meine liebe Freundin?

— Ich bin Ihre Stiefmutter, mein Herr; Ihr alter Kamerad zugleich, ein Kamerad, den Sie bei Gelegenheit und auch ohne Gelegenheit anzupumpen verstehen.

— Sie sind hart!

— Nein, mein Junge. Ich werfe Ihnen die Louisdors nicht vor, die ich mir von Ihnen dann und wann gern abschwätzen ließ. Zum Beweise dessen will ich Ihnen eine vortreffliche Gelegenheit bieten, fünf Louis, vielleicht zehn oder gar fünfzehn zu erlangen . . .

— O, o! Haben Sie vielleicht ein Schönheitswasser erfunden? Oder ist ein Greis da, der mich haben will?

— Wo denkst du hin, mein Lieber? Eine falsche Minderjährige für betagte Diplomaten? . . . Nein, Marcel! . . . Hören Sie mich an.

— Ich höre.

— Sie haben ein Weib — im biblischen Sinne des Wortes — nie erkannt?

—

— Da haben Sie das Riechfläschchen. Ich wiederhole: Sie haben niemals . . .

— Niemals! Ich schwöre es.

— Das genügt. Die Unschuld schreit aus Ihren blauen Augen und aus Ihrer rosigen Stimme. Sagen Sie mir weiter: wenn man Ihnen ein hübsches Weibchen zuführen würde, was würden Sie tun?

— Nichts . . . Und ich gehe auch schon. Ich mag nicht, daß man Unsauberkeiten vor mir rede.

— Und wenn man Sie dafür bezahlen würde?

— Wenn man mich . . . Ist denn die Sache ernst?

— Sehr ernst.]

— Ah! . . . Es ist also eine dicke Dame da, die Verlangen nach mir trägt?

— Keine dicke. Eine kleine, hübsche, sehr hübsche.

— Eine hübsche? Ich habe kein Vertrauen . . .

Er hat in der Tat Mißtrauen gefaßt, denn ich blockiere ihn vergebens zwischen zwei Türen, in dem Windfang zwischen dem Speisesaal und dem Salon. Er hat Argwohn gefaßt, vergebens bringe ich in ihn, mit einer geheuchelten Leichtfertigkeit, die den schlauen Jungen nicht täuscht.

— Hübsch? hübsch? Eine Frau, hübsch? . . . Sie erinnern mich grausam an eine Geschichte, die ich Ihnen bisher aus Züchtigkeit verschwiegen habe.

— Lassen Sie los!

— Vor zwei Jahren hatte ich in Biarritz einen jungen Engländer entdeckt, einen reizenden Menschen, der aber verheiratet war — das Ungeheuer! Verheiratet und im Besitze der Freiheit zu lieben, vorausgesetzt, daß seine junge Frau, eine dicke Blonde mit einem apfelrunden Hintern, ihre Rechnung dabei fand. Denken Sie sich nun, daß diese dicke Blonde sich in den Kopf setzte — wenn ich so sagen darf — sich meine geringe Person zu leisten! Diese beiden Ungeheuer berauschten mich mit Whisky und plötzlich befand ich mich mit der kleinen Dicken allein, die zu allem entschlossen schien. Ach, Claudine! welch ein böser Augenblick! Mir wird heiß, wenn ich daran denke! Alles was man einem hübschen Jungen liebenswürdiges sagen und tun kann, verschwendete sie auf mich mit einem kläglichen Mißerfolge: Von Zeit zu Zeit leuchtete mir ein Hoffnungsstrahl . . .

— Das nennt man einen Hoffnungsstrahl?

— Ich dachte an ihn, der in einem anstoßenden Zimmer Champagner trank . . . Doch vergebens . . . An Ende ohrfeigte sie mich wütend und warf mich hinaus.

— Und Sie fanden den trefflichen Gatten beim Champagner?

— Ja, unter dem Tische. Sie sehen also . . .

— Das wäre aber nicht die nämliche Sache, Marcel!

Ich ziehe sein Ohr ganz nahe an meinen Mund,

denn ich fühle eine gewisse Verlegenheit ob meines Unternehmens . . . Ich flüstere, ich flüstere lange . . . Ich unterdrücke gewisse Worte, die mir nicht über die Lippen wollen . . . Marcel erschrickt, weigert sich, beginnt zu unterhandeln . . . Ich befehle ihm fast, aber meine Strenge wird gemildert durch einen freundschaftlichen Puff in die Schulter. Er hat noch nicht völlig eingewilligt, als ich ihn schon verlasse, ohne seine letzten Bedenken anzuhören. Ich schließe hinter mir den Beichtstuhl, in welchem wir über etwas sehr Unschuldiges und zugleich sehr Verdächtiges gesprochen haben.

Gott mag über mich urteilen, wenn er Zeit dazu hat! Ich glaubte Gutes zu tun. Ich, die im Begriffe war, mein teures Gut, meinen Lebenszweck wieder zu erlangen, wollte nur, daß diese kleine Verhezte nicht allein, als Bettlerin aufbreche, auf den mit schmelzendem Schnee bedeckten Straßen umherirre; ich wollte, daß sie hinter ihren geschlossenen Bettvorhängen dieses hübsche, genügend belebte Hampelmännchen genieße. . . Ich wollte, daß sie ihre scheue Heiterkeit wiederfinde, ihr kindliches Lächeln, ihre Sorglosigkeit einer lebenswürdigen Müßiggängerin . . . Arme Kleine! Welch ein klägliches Fiasko: und wie muß sie mir zürnen! . . .

Vorgestern, an einem windigen Abend, der das nahende Frühjahr anzukündigen schien, saßen wir bei unserem reichen Diner; geräucherter Speck, ein in Wein gesottenes Huhn, ein mit altem Rum begossener

Pudding . . . Ich trank entschlossen einen süßen, verrätherischen Frontignan-Wein und füllte die Gläser der arglosen Annie, des gewarnten Marcel, der stumm und zitternd dasaß, jedoch Zug um Zug seinen Becher leerte, als ob es Luft wäre, mit zurückgebeugtem Kopfe und grollenden Blicken.

Ich hatte einen sonderbaren Abend zwischen dieser halb benebelten kleinen Frau und diesem Jungen mit dem Gesichte einer falschen Minderjährigen. Ich fühlte mich leicht und blind wie eine Seifenblase, dabei von Sanftmut durchdrungen. Eine edelmütige, die Liebe liebende Seele, die Seele einer selbstlosen Gelegenheitsmacherin stützte die meinige in Wahrheit. Und als ich Annie mit einem Glase Punsch den Rest gegeben, als ich dieses so ungleiche und doch so anmutige Paar in den ersten Stock geführt hatte, als ich mit einem letzten Puff Marcel und seinen blauen Flausrock in das Zimmer Annies geschoben hatte, begab ich mich selbst zu Bette, leichten Herzens, ordentlich gehoben von einem edlen Fieber, in welches kein unlauterer Zug sich mengte. Vortrefflich! Ein leichter Schrei, ein Schrei zärtlicher Erregung mußte mich beruhigen, damit ich zu dieser Thür eile, die hinter unseren beiden Verliebten geschlossen war.

Zu dem geschlossenen Türflügel gebückt, mehr mütterlich als neugierig lauschte ich . . . Nichts . . . Doch! Ein scheues, hastiges Geflüster, in welchem ich zwei vermengte Stimmen unterschied. . . . Nichts weiter . . . Doch! . . . Ein leises Stöhnen, aber so trost-

los, so enttäuscht! . . . Ein Stöhnen so bedeutungsvoll, daß ich mich dabei ertappte, im Stillen über etwas zu schimpfen, worin das dritte Geschlecht in der Person Marcells schwer verlegt wurde . . . dann ward es wieder still; dann ward die keuchende Stimme Marcells in einem Tone vornehmer Entschuldigung vernehmbar . . . Ich zitterte vor Kälte und in einem nervösen Lachen. Ich ahnte das Mißlingen, die Lächerlichkeit, eine ganze verdächtige Parodie der Wollust, aber keineswegs dieses beschämte Erscheinen Marcells, der aus dem Zimmer herausstürzte, mir auf die nackten Füße trat und ein wütendes und gehässiges „Teufel!“ rief, welches mir alles sagte . . . Bleich, mit spitziger Nase, roten Lippen und zornfunkelnden Augen rempelte er mich in einer Weise an, daß er mir fast die Lampe aus der Hand schlug und schrie:

— Claudine! Sie waren da! Das machte Ihnen Spaß? Ein sonderbarer Geschmack!

Im Innern gedemütigt begann ich ihn anzufahren.

— Hören Sie, mein Kleiner, ich tue was ich will! Und überdies bin ich Starter, wie Sie wissen.

— Starter! Starter! Warum nicht gar? Ihre Freundin startet schon allein, wenn sie will. Ich weiche dem Hindernisse aus.

Wütend schüttelte ich ihn am Arme.

— Du bist wahrhaftig ein Jammerkerl! Was ist denn geschehen?

— Ei, nichts. Lassen Sie mich in Frieden! Ich will schlafen gehen.

Mit einem heftigen Ruck, ganz nach Schülerart, entwand er sich meiner Hand und lief den Korridor entlang . . .

In ihrem Zimmer, wo ich still eintrat, nachdem ich an die Türe geklopft hatte, weinte meine arme Annie auf ihrem zerdrückten Polster, zwischen den Strähnen ihrer langen schwarzen Haare, die sie nicht geflochten hatte . . . Ihre Empörung, ihr hartnäckiges Schweigen bei zusammengepreßten Zähnen und geschlossenen Augen: alldas wich bald, als ich sie in meine liebenden Arme genommen hatte. Sie schluchzte still, stieß nur von Zeit zu Zeit ein O! aus und Seufzer, die ihre Brust schwellten. Sie konnte nicht sprechen und ich sah von ihr, wie sie auf meiner Schulter lag, nur einen schwarzen Schwalbenkopf und zwei erregte Hände, die ihr Gesicht verhüllten.

In der schaukelnden Wärme meiner Arme löste sich ihr Zutrauen und sie erzählte in abgebrochenen Worten, unter fortwährendem Stöhnen und Seufzern:

— Ach, wie böseartig ist er! . . . Es ist Ihre Schuld! . . . O, ich werde den Tod davon haben! . . . O, wie unglücklich bin ich! . . . Ich will fort . . . Ich will ihn nicht mehr sehen . . . Und ich war so zufrieden! . . . Er war in blauer Nachtkleidung so schön! . . . Ich merkte sogleich, daß die Sache nicht gehen werde. Da schloß ich die Augen und um ihn nicht zu verlieren, begann ich ihn zu lieben . . . Aber ich bin

so ungeschickt, nicht wahr? Das drohte die Sache vollends zu verderben . . . O, wie böseartig ist er! Er nannte mich „Madame!“ Er bat mich um Verzeihung, als ob er mir auf die Füße getreten wäre . . . in dem Augenblicke, da ich vor Scham zu vergehen glaubte, weil mein Versuch vergeblich geblieben war . . . Ich versichere Ihnen, Claudine, eine Beschimpfung wäre mir lieber gewesen . . . Ich will fort . . . ich bin zu unglücklich! . . . Sie, Claudine, sind schuld an alldem!

Ach, ich wußte das nur zu sehr . . . Wie sollte ich Worte finden, um sie zu trösten? Wie sollte ich mich vor ihr genügend entschuldigen? Dieses kindische, unsaubere Komplott, diese Verschacherung Marcells hätte ich aus meiner Erinnerung löschen mögen und ich hätte Annie in meinen Armen wiegend erwecken und ihr sagen mögen: „Es war nur ein häßlicher Traum . . .“

Von zärtlichen Gewissensbissen erfüllt war ich nahe daran, Annies kleinen, schlaffen Körper in meine Arme zu schließen . . . Liebkosungen, Küsse — woher immer sie kamen — konnten allein das Bedauern dieser keuschen Buhlerin beschwichtigen und heilen . . . Mein Gott, ich gestehe — und Renaud möge es mir verzeihen, — daß dieses Opfer nicht über meine Kräfte gegangen wäre . . . Doch ich sah mit einiger Anstrengung unsere Jahre keuscher Freundschaft wieder, diesen grauen Winter, der uns unter diesem friedlichen Dache vereinigte und auch den Garten der Markgräfin in Bayreuth, wo Annie, die alle Richtung verloren

hatte, sich mir so vertrauensvoll anbot . . . Was soll es helfen? Für einige fieberhafte Tage und Nächte hätte ich riskiert, das arme Kind noch trauriger zurückzulassen . . . Ich schloß meine Arme nicht um sie, ich küßte nur ihre tränennassen Haare und Wangen, ich öffnete das Fenster, um den lauen Wind einzulassen, der den nahenden Lenz ankündigte. . . Ich nahm zu Orangenwasser meine Zuflucht und zu der Wärmflasche, um ihre eisigen Füße zu beleben und ich ging fort, unzufrieden mit mir selbst und entschlossen, Marcel sogleich zu verbannen.

Beim Frühstückstische sitzen wir allein, Marcel und ich, mürrisch und verdrossen einander gegenüber. Annie ist in ihrem Zimmer geblieben . . . In Wahrheit scheint mein liebenswürdiger Stieffohn weniger verlegen zu sein als ich, doch ich verberge meine Verlegenheit unter großer Unfreundlichkeit . . . Er spricht mit erkünstelter und schüchterner Artigkeit. Er ist ein wenig blaß, mit einem grauen Anzuge bekleidet, mit einer Krawatte von demselben Blau wie seine Nachtkleidung.

— Es ist heute schönes Wetter, nicht wahr Claudine? Ein wahrer Frühlingstag.

— Ja, ein schönes Reisewetter. Sie werden ohne Zweifel Gebrauch davon machen?

— Ich? Aber . . .

— Doch, doch, Sie werden Gebrauch davon

machen. Es ist eine ausnahmsweise Gelegenheit und Sie wissen, daß der Vier Uhr-Zug direkt nach Paris geht.

Er sieht mich unschlüssig an und sagt endlich:

— Der Vier Uhr-Zug ist ein Eilzug, der nur wenige Reisende erster Klasse führt, und meine Mittel erlauben mir nicht . . .

— Das werde ich in Ordnung bringen.

Trotz meines verdrossenen Tones senkt er die Augenlider, riskiert ein Lächeln wie eine kleine Dirne und sagt:

— Ach, wie liebenswürdig Sie sind! . . . Sie sind mir das übrigens schuldig: ich habe mir heute Nacht nicht geringe Mühe gegeben . . .

Ich habe Lust ihn zu prügeln und ich denke, daß er, wenn ich ihm fünfzig Franken mehr verspreche, sich eine Tracht Prügel sehr wohl gefallen ließe. Da geht die Türe auf und Annie tritt ein. Es scheint, daß sie eine Anstrengung gemacht hat und die Anspannung des Willens, zu der sie sich gezwungen hat, erleuchtet ihre matten Augen einer Nachtwandlerin.

Ich habe mein Tellertuch hingeworfen und eile auf sie zu:

— Sie hätten nicht herunterkommen sollen, Annie. Warum kommen Sie?

— Ich weiß nicht . . . Ich habe Hunger. Ich langweile mich allein . . .

Und in ihrer Beklemmung lächelt sie und dieses Lächeln ist gar nicht am Plage.

— Sezen Sie sich. Marcel kündigte mir soeben seine Abreise an.

— Ah! . . .

Ihre hellen Augen drehen sich und zeigen das Weiße. Ich beharre bei dem Gegenstande und bin entschlossen, ihn zu Ende zu führen.

— Ja, er reist um vier Uhr. Mich dünkt, das ist Ihnen nicht recht?

— Ja, antwortet sie schwach. Er könnte bis zur Ankunft seines Vaters da bleiben.

— Offenbar, sagt Marcel, höflich einwilligend.

In was mengt sich dieser Junge ein? Ich ärgere mich, weil ich Unrecht habe.

— Sie glauben vielleicht, daß das Ihrem Vater großes Vergnügen bereiten werde? Sie sehen doch wohl, daß Annie leidend ist, daß sie der Ruhe, der Einsamkeit bedarf . . .

Als Antwort auf diese Worte erhalte ich einen Blick voll gerechter Ironie, so daß meine Kaltblütigkeit mich im Stiche läßt.

— Ich habe genug! rufe ich. Jawohl, ich habe unrecht gehandelt, indem ich mich in Dinge einmengte, die mich nichts angehen. Ich bitte meine kleine Annie von ganzem Herzen um Verzeihung dafür, denn das war mehr als eine Dummheit, es war eine schlechte That . . . Doch Ihnen, kleiner Gistjunge, bin ich nichts schuldig als Ihr Reisegeld nach Paris, und schauen Sie, daß Sie fortkommen, sonst! . . .

— Ach, mein Gott! ich mag keine Szenen . . .
ich gehe . . .

Mein Stieffsohn erhebt sich würdig, mit jener Wendung der Hüfte, die nur ihm eigen ist. Trotz einer schüchternen und ehrlich gemeinten Gebärde Annies, die ihm folgen oder ihn zurückhalten wollte, verläßt er das Zimmer, wobei er die Türe heftig ins Schloß wirft. Wir hören die alte Holztreppe unter seinen leichten Schritten frachen.

Jetzt sind wir allein. Ich fühle mich schuldig und schlecht; die Haut tut mir weh wie bei einem Fieberanfall. Ich habe Durst. Ich wage nicht Annie anzublicken, aber ich sehe, wie die Spitze ihres Morgenkleides unter den Schlägen ihres Herzens zittert . . . Ein schwacher Seufzer, der sich ihr entringt, nötigt mich, zu ihrem Gesicht aufzublicken, dessen milde Züge durch den Kummer nicht entstellt sind.

— Da haben wir's, murmelt sie mit einem neuen Seufzer.

Und ich wiederhole:

— Da haben wir's . . .

Sie heftet einen langen, ausdruckslosen Blick auf mich und klagt leise:

— Was bleibt mir nun übrig? . . .

Ohne Grund verlegt, antworte ich heftig:

— Der Vier Uhr-Zug, oder der Sohn des Gärtners. Marcel findet ihn sehr hübsch.

Sie errötet langsam bis in die kleinen Ohren und gesteht mir naiv, ohne Groll:

— Ich habe daran gedacht . . . Aber ich glaube, daß eine Luftkur im Auslande doch schicklicher sein werde.

Gott sei Dank, ich finde sie wieder! Ich habe Lust zu weinen und zu lachen, sie in meine Arme zu schließen in dem innigen Vergnügen darüber, daß ich sie unberührt und sich selbst ähnlich wiederfinde, von dem wirklichen Schmerze kaum gestreift, schamlos wie Béronnelle in der Brunst und dennoch besorgt um die oberflächliche Schicklichkeit, bereit, einem Unbekannten ihr Kleid zu öffnen, dabei so scheu, daß sie mir den Eintritt in ihr Zimmer verbietet, wenn sie sich die Nasenspitze wäscht.

Gott sei Dank, ich habe mir fast nichts vorzuwerfen. Ich kann egoistisch, von neuem glücklich in meinem Herzen die Rückkehr Renauds vorbereiten, ich darf in Wonne und Bedauern erbeben, wenn ich die ersten Fliederblüten erscheinen sehe und mir sagen: „Der Frühling kommt! Wie viel Tage habe ich ohne ihn verbracht!“ Ich darf in meinem vergeßlichen und dennoch treuen Herzen hoffen und glauben, daß gestern morgen ist, daß ich siebzehn Jahre alt bin und er neununddreißig, daß ich ihn zum ersten Male in meinem Leben erwarte . . .

Möge Annie in Frieden ziehen und sich anderswo — lieben lassen. Sie läuft, sie sputet sich; ich aber warte. Wir sind beide Landstreicherrinnen, nicht der geringste Gedanke verbindet uns; und doch: welche seltsame Freundschaft aus Mitleid, Tyrannei, Schwäche

und Ironie gemengt, hält uns zusammen? Sie beneidet mich nicht und ich beklage sie nicht, nur zuweilen, in kritischen Augenblicken . . . Sie erzählt ihre Erlebnisse, so wie ein Fluß über die Ufer tritt; ich schweige aus Stolz und Scham. Sie gibt in glühendem Ungestüm ihre so feine und weiche Haut hin; mir sträubt sich jedes Haar bei dem Gedanken an die Umarmung eines Unbekannten . . . Sie, die Sanfte und Schwache versetzt mich in Erstaunen und Entrüstung . . .

Was hält mich an ihrer Seite fest? Was läßt mich ihre stille Gegenwart, ihre niedergeschlagene Haltung, ihre kleinen, unnützen Hände ertragen, ja zuweilen wünschen? Warum nenne ich sie im Stillen „meine arme Annie“?

Weil sie umherirrt und sucht, ohne es zu finden, was ich eines Tages für immer gefunden habe . . .

— Was bleibt mir jetzt übrig?

Dieser schwache Aufschrei Annies, dieser klagende, resignierte Seufzer, der nichts verlangt: wie kehrt er so bitter auf meine Lippen wieder! Ich aber füge mich nicht, ich lehne mich auf, ich richte mich empor, bin entschlossen ich weiß nicht welche eingebildeten Rechte anzurufen . . . Eingebildete! . . . Ich blicke um mich und bin erstaunt, daß unter meinem Blicke nicht die ganze bewegliche Zauberwelt, die mein Glück ausmachte, zusammenstürzt.

Ja, Renaud ist zurückgekehrt. Er ist da, im anstoßenden Zimmer, so nahe, daß ich sein Atemholen, das Umblättern seines Buches hören kann. Er ist da und er ist nicht mehr er, oder ich bin nicht mehr Claudine . . .

„Er wird wiederkehren“, sagte ich mir und die Abenddämmerung wird hell sein wie eine Mondnacht; wenn nur die Form seines Schattens im Rahmen der Waggontüre erscheint, werde ich meine ganze teure Vergangenheit, meine ganze gegenwärtige Liebe wieder erkennen . . .“

Himmel! Unter welchem Alpdruck lebe ich seit sieben Tagen! Warum habe ich weder seine Stimme,

noch seinen Blick, noch die Wärme seiner Umarmung wieder erkannt? Ich habe den Männern, die ihn nach den Gletschern entführten, einen erschöpften aber sehr lebendigen Mann, einen überarbeiteten Nervösen, der aber noch rüstig war, übergeben — mit welchem Rechte geben sie mir einen Greis wieder?

Ein Greis! . . . ein Greis! . . . Ist das möglich? Mein Freund, mein Geliebter, mein teurerer Gefährte der seligen Stunden, da wir nichts anderes hörten als unsere Atemzüge, die in einander flossen: — ist das möglich? Und wenn es wirklich so ist, wenn du an meiner Seite nichts mehr bist als ein zarter Schatten, als ein fahles, gebeugtes Bild meiner Liebe: welche Verirrung hinderte mich vorherzusehen, was kommen mußte? Ich zähle achtundzwanzig Jahre, du zählst deren fünfzig und dein junges reifes Alter war so glänzend, so ungeduldig und ungestüm, daß ich mehr als einmal wünschte, du mögest in deinem fünfzigsten Jahre mäßiger sein. Unseliger Wunsch, den ein ironischer Gott erhört hat! . . . Du bist plötzlich und unwiderruflich, meinem unvernünftigen Wunsche entsprechend, ein Greis! Matt ist das dunkle Wasser deiner Augen, welk ist der Mund, an dem meine Lippen sich ergögten, schlaff liegen an meinem Leibe diese schönen kräftigen Arme, die diejenigen einer verliebten Frau zu sein schienen . . . Ach, wer straft mich? und wofür? Da stehe ich, in Tränen gebadet, mit leeren Händen, Annie gleichend, die hier die niedrigste Form der Liebe beweinte. Da stehe ich, strogend von einer

Kraft, die ich nie ganz ausgegeben habe, da stehe ich jung und gestraft; da stehe ich dessen beraubt, was ich im Geheimen mit glühender Inbrunst liebe und ich ringe die Hände angesichts meines Unglücks, angesichts der verstümmelten Statue meines Glücks . . . Derjenige, den ich in kindlichem Scherze meinen Vater nannte, ist nunmehr für den Rest unseres Lebens mein Urahn geworden . . .

Er liebt mich und leidet im Stillen einen Schmerz der Demütigung, denn ich mag nicht was er mir anbietet, ich mag weder seine milden, geschickten Hände, noch seinen Mund, welchem ich so viele Wonnen verdanke . . . Meine Nerven und meine Schamhaftigkeit empören sich bei dem Gedanken, daß er die Rolle eines gefälligen und empfindungslosen Instrumentes spielen soll.

Er ist da, im anstoßenden Zimmer, beunruhigt durch meine Gegenwart und mein Stillschweigen. Er hat das Verlangen mich zu rufen und wagt es nicht. Seitdem er zurück ist, lese ich auf seinen fahlen Lippen den Wunsch nach einer Frage, nach einer Erklärung . . . Aber ich weiche aus. Ich bin bereit zu leiden, aber ich mag ihn nicht hören. Wir lügen heldenmütig, mit dem glücklichen Lächeln von Fremden. Ich singe jetzt ein Liedchen, denn er ist still, daher nachdenklich geworden; und wenn ich nicht singe, spreche, oder die Stühle hin und her rücke, wird er mich rufen. Ich will leiden, feig und ungeduldig, wenn ich allein bin; doch ihn belüge ich mit der vollen Heiterkeit meiner

Stirne und meiner Augen, mit der harmlosen Zärtlichkeit meines Mundes; denn ich will nicht, daß er spreche, daß er sich zu Entschuldigungen erniedrige, die mich mehr als ihn demütigen würden; ich will nicht, daß er mir irgendwelche Entsagung anbiete, die ich niemals annehmen würde. O, meine Freiheit, die ich jetzt zurückweise! Ich betrachte dich, mit bewegter Geringschätzung, wie ein Spielzeug meiner Jugend... und vielleicht könnte ich keinen Gebrauch mehr von dir machen...

Und dann — in den Stunden des brennendsten Schmerzes, in den Stunden der Nacht, wenn mein Lager mir zu einem Feuerherd wird, erfüllt mich eine beharrliche Hoffnung, die Hoffnung einer vom Sturme geschüttelten Pflanze, die das Ende des Orkans erwartet; und eine vertrauensvolle Stimme flüstert mir zu: „Das wird wieder gut werden!“ Man weiß nicht wie? — aber es wird wieder gut werden. Nur der Tod ist unheilbar. Die bloße Gewohnheit, unbehaglich zu leben, tagtäglich zu leiden, ist schon ein Heilmittel, ein Rhythmus, der die Stunden mildert, erträglicher macht...

— Man stirbt an nichts, erklärt die schneidige Stimme Marthas, und hauptsächlich nicht am Kummer. Niemand stirbt am Kummer. Nehmen Sie zum Beispiel Claudine! . . . Als Renaud starb, sagte alle Welt: „Sie wird den Tod ihres Gatten gewiß nicht überleben.“ Und Gott sei Dank, sie hat ihn überlebt. Sie ist im Grunde zu vernünftig und hängt zu sehr am Leben . . .

Ich lächle, um mir eine Haltung zu geben; ich blicke nach dem Garten und wende mich von dem Rauch ab, den Martha aus ihrer Zigarette holt und mit vollen Backen von sich bläst. Auch sie ist gealtert, aber durch geschicktes Schminken weiß sie ihr Alter zu verbergen. Sie hat auf die grellen Farben nicht verzichtet; selbst bei Automobilsfahrten leuchtet ihr Haar in Rotgold und ihre Haut in schimmernder Weiße. Ein endloser grüner Schleier hüllt ihr schmales Hütchen ein; den Staubmantel, der ihr safrangelbes Kleid geschützt hat, hat sie auf die Rücklehne eines Fauteuils geworfen. Sie scheint mir jetzt kleiner, runder, mit gespannter Brust und fest hervorstehender Croupe. Ihre ganze bewegliche Gestalt einer vornehmen Petro-

leuse lehnt sich gegen die Notwendigkeit auf, alt und dick zu werden, abzurüsten.

Ein rot und gelb getünchtes, sechzig Pferdekraft Auto hat heute vor dem Perron meines Hauses Maugis abgesetzt, der ganz weiß ist von Staub und ganz rot von der Hitze, dann Léon Payet, der als Chauffeur maskiert ist und seine Frau. Annie folgte, glücklich mich wiederzusehen und verlegen, weil sie nicht wagte es mir zu sagen . . . Geräuschvoll sind sie in mein stilles Haus eingetreten und ich habe sie widerstandslos eintreten, Platz nehmen, frühstücken lassen, denn die Einsamkeit hat mich furchtsam und wortkarg gemacht.

Maugis schwigt und pustet, trinkt große Gläser Wasser und kleine Gläschen Cognac. Die Hitze drückt ihn nieder und er kann mir nur die Hände pressen und stammeln: „Mein alter Kamerad“ — und daraus errate ich seine Erinnerungen eines gerührten Trunkholbes. Martha raucht und säckelt sich; ihr Mann verdaut still, er ist wie er war: bärtig, geschniegelt, unglücklich und lächerlich. Meine kleine Annie, die hinter Martha sitzt, beängstigt mich. Sie ist so zerstreut, so ähnlich der Annie von ehemals, den trockenen Worten Marthas so fügsam, daß ich nicht weiß, was ich denken soll.

Geduldig ertrage ich die Anwesenheit dieser Leute. Heute abend, wenn die Sonne untergeht, werden sie sich entfernen. Ihre Gestalten werden flüchtig durch meinen stillen Traum gezogen sein. Mit einer Ergebung, als ob ich die Eingeladene wäre, erwarte ich ihre

Abreise; von Zeit zu Zeit senke ich die Blicke auf meine braunen bäuerischen Hände, die auf meinen Knieen gekreuzt sind. Ich lächle und spreche auch einiges. Ich blicke nach dem Garten durch die leuchtende Pforte, in der die Mücken ein feines Netz von Silberflügeln weben. Meine Haustiere sind scheu und erschreckt geflohen, aber ich höre auf dem Ries des Gartens die Pfoten Tobys, der sich da herumtreibt, ich höre die Stimme Brrous, meiner roten Kage, die mich ruft und den freundlichen Schrei meiner Elster Ziaffe.

Trotz der herabgelassenen Vorhänge sehe ich im dunklen Wasser des Spiegels vor mir mein Bild, das schlecht am Plage ist zwischen den Bildern Marthas, Maugis und der anderen: mein dunkles Antlitz, meine bloßen, wirren Haare, die die Sonne entfärbt hat, wie die Haare der Hirtinnen . . . Ich erwarte ruhig ihre Abreise.

Ich warte geduldig. Ich habe mich jetzt daran gewöhnt. Ich weiß, daß es keinen endlosen Tag gibt, ich weiß, daß selbst die Nächte, in denen man sich im Fieber windet, empört gegen den Schmerz, gegen die schweißfeuchten Bettücher und das Tiktak der Uhr, daß selbst diese Nächte ein Ende haben . . . Sie werden bald fort, diese Leute, die mir das Wasser meines Sumpfes mit ihren glänzenden Kreisen getrübt haben. Sie reden viel, besonders Martha. Sie erzählen mir von Paris und von den Badeorten; sie unterbrechen sich, ungeduldig über mein Stillschweigen: — „Sie wissen ja?“ — nennen mir Namen, um mein Gedächtniß

nis aufzufrischen, wie man einem Ertrinkenden ein Tau zumirft. Ich sage zustimmend: „Ach ja!“ — und überlasse sie wieder ihren Gesprächen.

Der Sonnenbalken auf dem Parkett rückt langsam aber sicher weiter. Ebenso auch im Garten; jetzt sitzt er auf der rosigen Wange meiner schönsten Aprikose. Hören wir, was diese Leute reden, die vor großen Gläsern Himbeerenwasser sitzen . . . Sie sprechen jetzt nicht mehr direkt zu mir . . . Sie sprechen von mir, wie von einer Person, die in ihrer Nähe schläft.

— Sie sieht erstaunlich gut aus, nicht wahr, Maugis?

— Ja und nein. Sie ist stark gebräunt und das läßt ihr gut.

— Ich finde nicht, daß sie sich verändert hätte, beharrt Martha.

— Ich ja, murmelt Annie.

— Ihre Augen sind mehr beseelt, sagt süßlich Léon Payet, den niemand gefragt hat.

— Sie ist vielleicht etwas weniger lebhaft, bemerkt Martha weiter. Aber alles in allem ist das Landleben nicht von so übler Wirkung wie allgemein geglaubt wird. Ich muß einmal diese Sonnenkur beginnen, von der so viel gesprochen wird . . . Wird man Sie diesen Winter in Paris sehen, Claudine? Ich habe ein reizendes Zimmer für Sie.

— Ich danke, Martha . . . Nein, ich glaube nicht . . .

Sie wirft mir einen strafenden und zugleich herzlichen Blick zu.

— Hören Sie, Teuerste, Sie müssen Vernunft annehmen. Sie müssen gegen den Schmerz ankämpfen. Diesen Winter werden es achtzehn Monate, seitdem wir unseren armen Freund verloren haben . . . Man muß sich aufrütteln . . . Nicht wahr, Maugis? Ihr sitzt nur alle da und schaut mich an. Habe ich nicht Recht?

— Ja, sicherlich, bekräftigt Annie schüchtern.

— Sich aufrütteln! sagt Maugis, die dicken Achseln zuckend. Lassen Sie sie in Frieden. Ich weiß nicht, wie man bei diesem Wetter etwas anderes rütteln kann, als einen Absynth?

Ich lächle, um überhaupt etwas zu tun. Diese Leute bestimmen mein Schicksal, wie man es mit einem Negerflaven macht . . . Dann erhebe ich mich.

— Kommen Sie, Annie . . . Sie werden mir helfen Rosen pflücken, für Sie und für Martha.

Ich führte sie an meinem Arme hinweg. Martha ruft uns nach:

— Ganz recht, Kinder; erzählt euch eure kleinen Geheimnisse.

Eine erdrückende Hitze fällt uns auf die Schultern und ich flüchte unter den Schatten des alten Nußbaumes. Annie folgt mir mit schlaff herabhängenden Händen. Durch das Chemisette von Vinon schimmert ihre braune Haut wie ein Seidenfutter. Sie schweigt und betrachtet melancholisch meinen zerstörten Besitz, diesen Garten, der kein Garten mehr ist, diese Mauer, die von den mächtigen Wurzeln des Nußbau-

mes zuerst gesprengt, dann niedergeworfen wurde, so daß die roten, gleichsam verbrannten Steine bloßliegen. Der alte Rosenstrauch ist abgestorben, er hat zu viel geblüht . . . Ein üppiges Gaisblattgeranke hat meine zarten Waldbreben erstickt, deren braune Sterne einst so reichlich, so breit und weich herniederhingen . . . Der Epheu hat die Glyzinien verdrängt, umschlingt die Dachtraufe, hat das Dach erklimmen und rect jetzt einen kräftigen krummen Arm gen Himmel.

— Es sind keine Blumen da, murmelt Annie.

Ich sehe sie sanft an und ergreife ihre Hand :

— Doch, Annie, im unteren Garten.

Durch die verwahrlosten Alleen, unter dem wilden Wein, der seine gierigen Ranken nach uns ausstreckt, führe ich sie nach dem unteren Garten. Es ist eine heiße Terrasse, ein schmales Pfarrgärtchen, wo ich meine gewöhnlichen Blumen züchte, Flammenblumen, die die Sonne violett färbt, Eisenhut, dessen Blau sich verbünnt, Ringelblumen, so rund und rot wie Mandarinorangen, schöne braune und gelbe Kelten, von Samt und wie mit dem heißen Eisen gekräuselt, ganz dicht in ihrem offenen Kelche. Das Spalier entlang schützt ein Gehege von Rosensträuchern die Stämme der Pfirsich- und Aprikosenbäume und ich ergöze mich im Vorübergehen an den schon reifen Aprikosen, an diesem glatten Fleische, welches die Sonne mit schwarzen Schönheitsmalen schmückt.

— Stechen Sie sich nicht bei dem Rosenpflücken, Annie. Ich habe ein Gartenmesser. Lassen Sie diese,

sie sind schon zu voll aufgeblüht. Die Teerosen sind für Sie, das sind die schönsten. Lieben Sie sie?

Das Blau der Augen Annies wird feucht. Das ist ihre Art zu erröten.

— O ja, Claudine! Wie lieb Sie sind . . .

— Ich bin nicht lieb, mein Kind; ich finde einfach, daß diese Rosen Sie sehr schön zieren.

Sie nimmt die Rosen, die ich ihr reiche, mit den Stengeln nach oben, damit die schweren Blumen sich nicht entblättern. Sie sticht sich, wird verlegen, möchte sprechen . . . Ich lächle über ihre Anstrengung, aber ich helfe ihr nicht, so wie ehemals.

— Wie lieb Sie sind, Claudine, wiederholt sie. Ich war nicht darauf vorbereitet, Sie so zu finden.

— Warum?

— Ich hatte eine tolle Angst Sie wiederzusehen, eine feige Furcht Ihren Kummer zu sehen, Sie in Tränen zu finden . . . Bei dem bloßen Gedanken daran wäre ich geflohen, ich weiß nicht wohin . . . Martha hat mich beschämt.

— Martha ist überaus zartfühlend . . .

Annie wird ein wenig heiterer, sie wagt es jetzt schon mir ins Antlitz zu schauen.

— O, Sie haben das in dem Tone gesagt wie ehemals. Ich bin zufrieden . . . Ich bin erstaunt, Claudine, Sie nicht . . . wie soll ich sagen? . . .

— Nicht trauriger zu finden.

Sie nickt „ja“ mit dem Kopfe und ich mache eine Gebärde, welche ausdrücken soll, daß ich mein

Unrecht einsehe, aber nichts dafür kann. Annie ist nachdenklich geworden und reißt von einem Rosenstengel die harten, spizigen, den Krallen eines Tigers gleichenden Dornen. Sie nimmt eine Miene ernster Sammlung an und fragt endlich:

— Wo ist Renauds Grab, Claudine?

Mit der Schulter weise ich gegen Westen, nach einem unsichtbaren Punkte.

— Dort drüben, im Friedhofe.

Und ich fühle, daß sie über meine Worte entrüstet ist. Das Grab Renauds . . . dieser kleine, von einem frisch getünchten Gitter eingeschlossene Platz, dessen weißer Stein durch die Regengüsse beschmutzt wird . . . Mit gezwungenem und kühlem Herzen pflege ich den Ort. Nichts betrübt mich dort, nichts hält mich dort zurück. Unter dem Steine ist nichts übrig geblieben von demjenigen, den ich liebe, von demjenigen, von dem ich in meinem Herzen noch spreche, indem ich sage: „Er sagt das . . . Er zieht jenes vor . . .“ Ein Grab ist nichts als ein leerer Kasten. Derjenige, den ich liebe, wohnt ganz und gar in meiner Erinnerung, in einem noch duftenden Taschentuche, das ich entfalte, in einem Klang seiner Stimme, dessen ich mich plötzlich erinnere und dem ich mit gesenktem Kopfe lange lausche . . . Er wohnt in einem kurzen zärtlichen Billett, dessen Schrift verblasen wird, in einem abgenützten Buche, welches Renaud gern gelesen hatte. Seine Gestalt sitzt für mich — aber für mich allein — auf jener Bank, von der er sinnend betrach-

tete, wie im Abenddämmer allmählich der Berg aus Cailles blau und blauer wurde . . . Was nützt es, davon zu reden?

— Nehmen Sie noch diese rote Rose, Annie, Martha wird sie an ihren grünen Schleier oder an Ihr safrangelbes Kleid stecken.

Sie nimmt wortlos die Rose. Eine Biene schwirrt jetzt in rasender Hast vorüber und streift fast ihre Lippen, so daß Annie sich mit dem Handrücken über den Mund fährt.

— Haben Sie keine Furcht. Es ist eine heimkehrende Biene. Sie haben ihr Nest dort in einem Loch der eingestürzten Mauer.

Ich weise mit der Schulter dorthin, wie vorhin nach dem Friedhofe und abermals trifft mich ein tadelnder Blick Annie's . . . Ich erzürne mich nicht. Ich fühle mich alt und sanft vor diesem Kinde, das nichts begreifen kann . . .

Jetzt springt hinter den Zwergrosen etwas Rotes hervor und verschwindet. Das ist ein Spaß meiner roten wilden Kaze Prrou . . . Ich lache über die Verstärkung Annie's laut auf.

— Wissen Sie, was das ist, Annie? Das ist Prrou. Und Prrou ist die Tochter Péronnelles.

— Péronnelle! Ach, haben Sie sie noch?

Ihre Augäpfel werden wieder feucht; sie erinnert sich des Jahres, in welchem sie von neuem die Flucht ergriff, mich mit Toby und Péronnelle zurücklassend.

— Ich habe sie noch. Sie wird alt und schläft viel. Unter anderen Missetaten hat sie diese fuchsrote Tochter verbrochen, die ich Brrou nenne . . . Sehen Sie sie?

— Sie sieht aber sehr bössartig aus, murmelt Annie.

— Sie ist bössartig genug in der Tat. Sie tötet die Hühner, schindet die Kater, frißt die Vögel und zerträgt die Köchin. Ich schließe sie selten ein, aber sie folgt mir in einiger Entfernung überallhin, selbst in die Wälder. Sie hütet sich vor allem und erschrickt vor nichts. Sie gleicht ein wenig Martha, nicht wahr, Annie?

— Das ist wahr, bekräftigte Annie belustigt.

— Ich muß Ihnen sagen, Annie, daß ich ein wenig erstaunt bin, Sie beide beisammen zu treffen.

Annie gerät in Verwirrung, sticht sich an einer Rose, saugt den Blutstropfen von ihrem Finger auf und sagt:

— Ja, ich weiß, daß Ihnen das seltsam scheinen muß . . . Martha hat so viel in mich gedrungen, hat so viel Liebenswürdigkeit entfaltet, um mich wieder an ihrer Seite zu haben, mich bei dieser Fahrt im Automobil mitzunehmen . . .

— Das Automobil gehört ihr?

— Ja . . . das heißt . . . ein wenig auch mir. Ich habe die Hälfte bezahlt . . .

— O, sehr gut . . .

— Und dann . . . der Mensch ist doch dumm;

die Macht einer alten Gewohnheit ist unbegreiflich . . . Vor Martha werde ich wieder ein kleines, gefügiges Mädchen . . . Ihr Wille löscht sehr schnell den meinigen aus . . .

Ich ergreife ihre Hand.

— Aber, mein armes Kind, Sie sind schon wieder am Gängelbände . . .

Über Annies Antlitz huscht das schöne zweideutige Lächeln von ehemals.

— O, ein Gängelband! . . . das reißt, wie Sie wissen . . .

— Umso besser, Annie!

— Es ist sehr gütig von Ihnen, sich wieder ein wenig mit mir zu beschäftigen, murmelt sie mit unterwürfiger Miene. Ich war eingeschüchtert, weil ich Sie so wenig dem Bilde ähnlich fand, das ich mir von Ihnen gemacht hatte . . .

— Aber warum, mein Kind? Sie wollten, daß mein Haar vorzeitig gebleicht und ich selbst vom Kopfe bis zu den Füßen in Trauer gehüllt sei?

— Ach, reden Sie nicht so! ruft sie aus. Ja, ich wollte Sie verändert, verstört sehen, nur einem Schatten Ihrer selbst gleichend . . .

Sie tut die Arme auseinander, daß alle Rosen zur Erde fallen, wo sie sie in lieblicher Unordnung umgeben.

— Ich glaubte, Sie wären zu Boden geschmettert, krank, Ihr Leben mit Unlust fortziehend und es verabscheuend, alles hassend, was da atmet und

gedeiht? Und ich finde Sie jung, frisch inmitten Ihrer Haustiere und Bienen . . . Was nützt die Liebe, die große Liebe, auf die Sie so stolz waren, Claudine? Nachdem eine solche Liebe gestorben, können Sie leben? Oder war es vielleicht noch nicht die richtige Liebe? . . .

Dieser Ausruf ist aufrichtig. Sie ist entrüstet, sie, die mich geliebt hat, ist entrüstet, weil ich in ihrem Herzen sinke, weil ich nach dem Tode Renauds vergessen, von neuem blühen kann . . . Werde ich ihr zuliebe mein Schweigen brechen, welches sich zu erklären verschmäht? Nein . . . Ich bücke mich, hebe die Rosen von der Erde auf und fülle Annies Hände damit.

— Doch, mein Kind, das ist die Liebe . . . Seien Sie ruhig und reifen Sie ruhig. . . . Es war die schönste Liebe, die Liebe, die von sich selbst lebt und nach dem Leben fortbesteht. Trösten Sie sich, mein Kind: ich habe meine Liebe nicht verloren. Glauben Sie mir, was ich Ihnen sage, oder, daß mein Verstand mich ein wenig in Stiche läßt . . .

Da sie die Arme voll mit Blumen hat, schüttelt sie nur den Kopf, um ihre Tränen zu verbergen, die sie nicht abtrocknen kann. Ich tröste sie und wiege sie in meinen Armen; und ich weiß wahrhaftig nicht, ob mein trauriges Lächeln ihr gilt oder mir selbst . . .

Ein kleiner schwarzer Bullen, nicht mehr ganz jung, ein wenig dick, wackelt wie ein Stier bis zu uns, hebt seine Frage eines japanischen Ungeheuers zu uns empor, ängstlich, weil man weint und weil man sich unarmt . . .

— Toby! . . . Toby! . . . Aber das ist ja Toby?

— Gewiß, Annie, das ist Toby. Warum sollte es nicht Toby sein?

— Ich weiß nicht. Es schien mir, daß alle die kleinen Tiere nicht so lang leben . . .

— Nicht so lang? Es sind kaum zweieinhalb Jahre, daß Sie mir sie gegeben haben. Und erst achtzehn Monate, seitdem Renaud tot ist.

— Das ist wahr . . .

Sie fährt zusammen, wirft einen furchtsamen Blick nach dem großen, schwarzen Hause, das über uns, durch das üppige Grün des oberen Gartens sichtbar ist.

— Ist er . . . ist er hier gestorben? flüstert sie mit scheuer Stimme.

— Natürlich, in unserem Zimmer. Man sieht das Fenster; dasjenige, das weit offen steht.

Sie zieht die Schultern ein.

— Und Sie bewohnen das Zimmer, Claudine?

— O ja.

Ich habe ihr meine Antwort mit so viel Innigkeit zugerufen, daß sie mich mit halboffenem Munde anschaut.

— Ich würde Angst haben . . . Er lag nicht lange krank zu Bette, wie?

— Gott sei Dank, nein. Acht oder zehn Tage. Ich habe sie nicht gezählt.

— Ach! . . . Gleichviel, ich würde ihn immer da im Bett liegen sehen . . . Sie sehen ihn nicht?

Sie ist im Gesichte völlig grau geworden, wie die Mulattinnen. Ich streichle ihre braune Schulter, die unter dem durchsichtigen Bienen sichtbar ist und antworte:

— Nein, Teuerste! . . .

Ich verfolge lässig meinen Gedanken, den ich nicht ausdrücke. Annie würde wieder verletzt sein, wenn sie erführe, daß das Bild dieses auf sein Lager hingestreckten, von einem Schlaganfall gelähmten Renaud so schnell meinem Gedächtnisse entschwunden sei. Diese Vision weise ich von mir, schalte ich aus meinem Leben aus, wie man eine mißlungene Photographie weglegt. Ich weise sie von mir und blättere in dem reichen Album unseres Lebens, um dort die leuchtenden Ansichten zu bewundern, wo nicht ein Detail, nicht eine Farbe fehlt, nicht eine Falte des Gewandes, das er damals trug, nicht das tiefe blaue Licht seines Blickes — ein schönes, mir besonders teures Porträt, eingerahmt in das Gold einer seligen Stunde . . .

— Haffahoo!

Die schrille Stimme einer auf den Wolken reitenden Valküre stört uns aus unseren verschiedenen Träumen auf. Elegant in ihrem safrangelben Kleide, mit ihrem grünen Schleier, kommt Martha auf uns zu, Maugis mit sich schleppend, der ein bereits von der Lähmung berührtes Bein nachzieht . . . Sie fuchelt unterwegs mit ihren langen Handschuhen in der Luft und schreit:

— Hört ihr dort unten? Seid ihr mit euren

Geheimnissen bald zu Ende? Meine Kinder, wir müssen trachten fortzukommen. Léon macht sich unter dem Automobil zu schaffen, er sinnt gewiß über irgend einen Schelmenstreich, er sieht aus, wie ein niedergeführter Hund . . .

Annie sieht Martha näher kommen und ein zweideutiger Ausdruck liegt in ihrem kleinen Gesichte einer Sklavin . . . Sie hat Lust mit mir zu bleiben, aber sie fürchtet meine Traurigkeit und meine Einsamkeit, die mir gleich teuer sind . . . Sie zittert vor ihrer Schwägerin und unterwirft sich im voraus, wenn es gilt zu diskutieren, zu kämpfen, einen Entschluß zu fassen.

— Ach, sind das schöne Rosen! Wunderbar! Werden sie bis Nuxerre nicht verwelken, Claudine? Wir schlafen heute in Nuxerre. Es ist ganz nahe, kaum fünfzig Kilometer. Unterwegs gibt es zwei häßliche Berge; Maugis wird sie zu Fuße ersteigen, um etwas von seinem Bäuchlein zu verlieren.

Er wirft ihr einen wütenden Blick zu und ist im Begriffe, irgend eine rohe Antwort zu geben, als Annie sehr artig sein Knopfloch mit einer halb erschlossenen Jacqueminot-Rose schmückt. Maugis neigt sich, um die Blume zu betrachten und sagt:

— Dank, schönes Kind. Die duftige Blume gleicht Ihnen.

Diese Handlung Annies fand ich abstoßend. Diese mädchenhafte Artigkeit, diese entgegenkommende Schüchternheit . . . O, meine kleine Annie von ehe-

mals! Ich will nicht wissen, weshalb du in dem brummenenden, pustenenden, staubigen Auto diesen Eheleuten folgst, die der Zufall verbunden hat, die der Haß und die Verachtung trennen, und diesem dicken Trunkenbold, der ein wackerer Mann ist, wenn man will, aber in einem väterlichen Laster für dich entbrannt . . .

Jetzt sputen sie sich alle, geschäftig und geschwätzig, um mich herumtummelnd wie um einen Baum. Martha erteilt gewichtig ihre kurzen Befehle, hinter dem dichten grünen Schleier, der sie maskiert. Sie denkt an die Plaids, an ihre unentbehrliche Handtasche, erkundigt sich nach dem Zustande der Lampen des Kraftwagens, und Léon, korrekt gekleidet, die Hände von Del triefend, vollzieht ihre Befehle, wie ein gut gedrillter Diener. Diese kurze dicke Frau flößt Schrecken ein. Sie wirft auf Annies Arme drei Mäntel, eine Reisebede, und kommt zu mir ihre verhüllten Wangen zum Abschiedskusse darzubieten.

Ihrer geschwätzigen Autorität setzt Maugis eine siegreiche Kraft der Trägheit entgegen. Seine trägen Hände versenken sich in grundlose Taschen, seine Reiseumütze sitzt tief über seinen Augen, sein Manteltragen reicht ihm bis zu den Ohren: so verkriecht und befestigt er sich wie ein Igel.

Ich habe ein wenig Kopfschmerz. Zuweilen habe ich den Eindruck, daß ich nicht da bin, daß ich schlafe, daß alle diese Leute nicht existieren. Annie hat sich in einen Staubmantel gehüllt, Léon Payet starrt mich durch große Brillen an . . . Dieser Alp bedrückt mich

schwer. Was haben diese Leute ohne Augen bei mir zu suchen, deren blinde Gesichter zu mir sprechen? Die blauen Augen Annies haben zuletzt geblinkt — klagend und unschlüssig. Am Fuße des Perrons arbeitet mit lautem Gepolter der Motor, dann höre ich noch Adieu, Adieu rufen . . . „Auf Wiedersehen . . . Man kann nie wissen . . . Das Leben ist kurz . . . Lassen Sie sich verlocken . . .“ Dann ruft Martha: „Annie! Annie! Was hat sie denn wieder vergessen?“ Mechanisch kehre ich nach dem Salon zurück, den die Besucher völlig umgestürzt haben, und dort wirft sich mir plötzlich eine schwächliche, geheimnisvolle Gestalt an den Hals und eine sanfte, leise Stimme murmelt: „Adieu, Claudine! Vergessen Sie mich nicht! . . . Helfen Sie mir, heben Sie mich auf, wenn ich einmal zu Ihren Füßen niederfalle, wie ein toter Vogel . . . Erweisen Sie mir die Gnade, die Sie den Tieren gewähren . . . Beten Sie zu dem Zufalle, daß ich, wenn ich auf allen meinen Wegen mich verirrt habe, auf dem Wege zu Ihrem Hause niedersinke . . .“ Und noch ehe ich ihre Umarmung erwidern konnte, hat das pustende Ungeheuer schon diejenige aufgenommen, die meine so teure Landstreicherin gewesen . . .

Sie sind fort. Ich sinke in einen Lehnstuhl und finde nicht die Kraft, mein Haus wieder in Ordnung zu bringen. Es hat mich völlig ermüdet, gesprochen zu haben, sie angehört zu haben. Die Gebärden Marthas wirbeln mir noch durch den Kopf, ihr Parfüm zieht noch durch das Haus . . .

O, meine blühende Linde, verscheeche diesen Geruch! Deine braunen Dolben mögen diese von Tabakrauch und Puder gesättigte Luft reinigen. Der Abend eines warmen und schönen Tages senkt sich mild auf mich herab. Mein Blut pulsiert ruhig in meinen erfrischten Schläfen.

Auf der Schwelle des Gartens sitzend, genieße ich in tiefen Seufzern meine Einsamkeit, als wäre ich in Gefahr gewesen, sie zu verlieren . . .

Sie sind fort, kleiner ängstlicher Bullen, der seine einstige Herrin nicht erkannt hat; wackelnde Elster und rote Rabe, wir sind allein, die Gäste sind fort. Allein mit dem Phantom dessen, der mich beschützt, mit dem Schatten dessen, den ich liebe . . . Es war nur eine vorübergehende Störung, meine stillen Freunde. Nehmen wir unser Leben wieder auf, das voll, eintönig und kurz dahinfliehet. Ich denke an Renaud, der

sich mit der Schulter an diesen Stein stützte, an den ich mich jetzt lehne . . . Wenn ich mich ein wenig umwende, könnte ich ihm zulächeln. Aber wozu? Ich sehe ihn ganz gut, ohne mich umzuwenden. Ich höre auf an ihn zu denken, um an meine blonden, von Käfern bedrohten Pfirsiche zu denken . . . Komm, Toby, auf meine Kniee! Laß uns das grausame Spiel spielen, das ich für uns beide allein ersann, als im vorigen Jahre derjenige fortging, den ich deinen „Vater“ nannte. Ich sagte dir laut: „Wo ist dein Vater?“ und deine trostlose Liebe brach in lautes Geheul und in schwere Tränen aus . . . Antwort: Wo ist dein Vater? Du zögerst, deine Nase bläht sich und du läßt ein leises Wimmern vernehmen. Bald wirst du nicht mehr weinen können, bald wirst du vergessen . . .

Werde ich vergessen, die ich ihn sterben gesehen habe? Werde ich die Minute vergessen, da eine entsetzliche Unbeweglichkeit mir ihn nahm, noch ehe er tot war? Kann ich seine resignierten Augen vergessen, die von! des Lebens Last erleichtert, des Todes sicher waren? und besonders seine Hände, seine frauenhaften Hände, die die mildtätige Paralyse in ihrer gewohnten Haltung erstarren ließ: die Rechte halb geschlossen, wie um einen Federhalter zu fassen, die Linke elegant, mit emporgestrecktem kleinen Finger? Werde ich jemals des schwarzen Tages vergessen, wo die gefesselte, fast schon tote Gestalt dessen, den ich liebte, sich noch unmerklich wehrte, mit dem ohnmächtigen Bittern eines festklebenden Käfers? Mit allen meinen Kräften, mit ange-

spannten Muskeln förderte ich unwillkürlich seine Erlösung und ich vergaß mich so weit, daß ich dem Arzte sagte: „Ach, ich flehe Sie an, geben Sie ihm doch etwas, damit er schneller sterbe!“ Und der entsetzte Blick des trefflichen Mannes gab mir kaum der Verstand wieder.

Ah! da ist meine treue Fledermaus! . . . Da sie mich jeden Abend auf diesem Steine sitzend findet, fliegt sie jeden Abend etwas tiefer und streift fast meine Haare . . . Sie schwimmt, knirscht, fliegt wieder hoch, hascht nach dem Unsichtbaren und streift meine Schulter, wenn ich sie in der Höhe suche . . .

Ein gekrümmter Rücken liebkost meine Beine, entfernt sich, kommt wieder, liebkost mich wieder . . . Ein Geseumme brodelte knapp auf der Erde: es ist Péronnelle, die dicke, gestreifte Kaze, die mir ihren Abendgruß bringt. Die beruhigende Nacht zieht den Kreis meiner vertrauten Tiere enger um mich und diejenigen, die ich im Dunkel nicht sehen kann, höre ich wenigstens: den Igel, der von den Kohlköpfen zu den Rosenstöcken trappelt, von da zu dem Korbe, wo die Abfälle gesammelt werden . . . Ein Streifen über den Kies, wie von einem schleppenden Fuße: das ist der langsame Marsch der alten Kröte, die unter den Steinen der eingestürzten Mauer haust. Toby hat Furcht vor der Kröte. Aber Péronnelle scheut nicht davor zurück, mit einer neckischen Pfote ihren Rücken zu streicheln . . . Auf dem Vorberbaume vibriert ein Abendfalter unbeweglich, durch den Saugrüssel wie

durch einen Messingdraht an der Blume haftend . . . Fern ist die Zeit, da ich der Begierde nicht widerstehen konnte, einen solchen Abendfalter zu fassen und in meiner hohlen Hand einzuschließen, um fern von der Lampe seine phosphoreszierenden Auglein zu sehen . . . Das Leben der Pflanzen und der harmlosen Tiere ist mir jetzt teurer und ich will sie frei um mich haben . . .

Aus weiter Ferne hört man das Getute des Signalhornes eines Automobils; es stört die Stille der Nacht, Toby und Péronnelle werden ängstlich. Ich beruhige sie: „Sie sind fort . . .“ Ja, sie sind fort. Martha spricht unter ihrem dreifachen Schleier. Sie spricht von mir und sagt, ihre runden Schultern zuckend: „Sie sehen, wie es um den tiefen Schmerz bestellt ist! . . . Claudine mit ihrer Miene einer wohlhabenden Frau genießt das Leben sanft . . . In der Provinz weiß man sich zu helfen . . . Sie gönnt sich im Stillen schon das und jenes . . .“ Und Annie bestreitet das, sie ist entrüstet darüber, den Verdacht gegen mich in sich erwachen zu fühlen — entrüstet und bereit eine Schwäche zu begreifen und zu entschuldigen, die mich ihr so ähnlich machen würde . . . In dem üppigen Grün meines Gartens suchen ihre Augen die jugendliche Gestalt eines Gärtnerjungen . . . „Das frische Fleisch . . . Gott bewahre Sie, Claudine, vor dieser Versuchung, die schlimmer ist als alle anderen . . .“

Ich fürchte niemanden, auch mich selbst nicht.

Die Versuchung — ich kenne sie. Ich lebe mit ihr, sie wird mir vertraut und unschädlich. Sie ist die Sonne, in der ich bade, die köstliche Kühle der Abende, die sich lieblosend auf meine Schultern legt, sie ist der glühende, brennende Durst, der mich zu dem dunklen Teiche treibt, sie ist ein kräftiger und ungeduldiger Hunger . . .

Die andere Versuchung, nach dem frischen oder nicht frischen Fleische? Alles ist möglich . . . ich erwarte sie . . . Ein Verlangen ohne Liebe muß nicht so schrecklich sein . . . Man kann es unterdrücken, es verliert sich wieder. Nein, ich fürchte es nicht. Ich bin kein Kind mehr, das es überraschen kann, noch eine alte Jungfer, die schon bei seiner Annäherung sich entzündet . . . Mit der ganzen unverbrauchten Kraft, die so ruhig in meinen Adern schlägt, werde ich mich gegen diesen gemeinen Feind wappnen. Und bei jedem Siege werde ich denjenigen zum Zeugen rufen, der sich hinter mir unsichtbar auf den Stein stützt und den ich sehe, ohne mich umzuwenden und ich werde ihm sagen: „Du siehst, wie leicht das ist . . .“

Die Nacht senkt sich herab und schließt sich rasch um diesen Garten, dessen üppiges Grün selbst im Sonnenscheine dunkel bleibt. Die Feuchtigkeit der Erde steigt mir in die Nase, es ist ein Geruch von Pilzen und von Vanille und Pomeranze . . . Man möchte glauben, daß die unsichtbare Gardenia in der Finsternis ihre Blütenblättchen verstreut . . . Kurz: es ist der Geruch dieser taufeuchten Nacht. Es ist der Atemzug

jener Wälder, wo ich geboren bin und die mich gastlich aufgenommen haben. Ich gehöre nunmehr ihnen wieder an, da ihr Dunkel, ihre erdrückende Stille, oder ihr Rauschen im Regen denjenigen nicht mehr beunruhigt, der mich dahin begleitete, als Fremder, schnell ermüdet, schnell beängstigt unter dem Laubdache und der den Ausgang suchte, die freie Luft, die von den Wolken und vom Winde gesegten fernen Horizonte . . . Einsam liebe ich sie jetzt und einsam lieben sie mich. Und doch: wenn auf den elastischen, mit roten Fichtennadeln bestreuten Pfaden das Echo zuweilen das Geräusch meiner Schritte verdoppelt, beschleunige ich diese Schritte nicht und wende auch nicht den Kopf . . . Vielleicht ist er da, hinter mir, vielleicht ist er mir gefolgt und seine ausgebreiteten Arme schützen mich auf diesem schlecht geebneten Wege, drängen die Zweige beiseite . . .

Mein teurer Schmerz ist der kostbare Samt, mit dem das Innere meines Herzens ausgelegt ist. Stille Sorgen und stille tägliche Freuden bewegen es in flüchtiger Weise. Renauds Abwesenheit hindert nicht, — Annie mag mich darob tadeln und Martha mag darüber lachen — daß ein Hündchen, dessen einzige Zuflucht ich bin, unschuldig seine Akgung, seinen Wassernapf und seinen Spaziergang von mir fordere, daß meine vertraute Hauslage mit dem Saume meines Trauerkleides spiele, daß ein ganzes köstliches Volk von Pflanzen zu ersterben drohe, wenn ich ihm meine Pfllege versage . . . Und welcher Kummer zuerst und

welche Beruhigung nachher, wenn an dem Tage, da fröstelnd und hoffnungsvoll der Frühling sich ankündigt, offenkundig wird, daß sich nichts geändert hat, weder der Geruch der Erde, noch der zitternde Lauf des Baches, noch die Form der Knospen des Kastanienbaumes . . . Sich überrascht über die kleinen, zarten Kelche der wilden Anemonen bücken, über den Teppich der zahllosen Veilchen — sind sie braun, sind sie blau? — mit dem Blick die unvergessene Form der Berge zu lieblosen, mit einem scheuen Seufzer den herben Wein der neuen Sonne zu schlürfen, von neuem zu leben, mit ein wenig Scham, dann mit mehr Vertrauen die Kraft wiederfinden, selbst die Gegenwart des Abwesenden wiederfinden in allem, was unberührt, unvermeidlich, unvorhergesehen und froh ist im Laufe der Stunden, im Schmucke der Jahreszeiten . . .

Zwei Winter schon haben mich fröstelnd zum Kaminfeuer zurückgeführt, mit meinem Gefolge von Tieren und Büchern, meiner mit einem roten Schirm versehenen Lampe, meinem kleinen braunen Topfe, in welchem die Kastanien gesotten werden, dem kleinen Divan gegenüber, dessen Lehnen durch Renauds Arme abgenützt wurden . . . Zwei Lenze schon haben mein ganzes Haus vor einem von roten Knospen flammenden Garten wieder eröffnet . . . Die Sonne jagt mich hinaus, der Regen und der Schnee treiben mich wieder in das Haus . . .

Das Zittern des Hündchens auf meinen Knien erweckt mich und gemahnt mich an die Stunde. Es ist

Nacht . . . Ich habe die Speisestunde vergessen, jetzt naht die Stunde der Nachtruhe . . . Kommet, meine Tiere! Kommet, ihr kleinen, verschwiegenen Wesen, die ihr meinen Traum achtet. Ihr habt Hunger. Kommet mit mir zur Lampe, die euch beruhigt. Wir sind allein für immer. Kommet! Wir werden die Türe offen lassen, damit die Nacht hereinkommen könne, mit ihr der Duft der unsichtbaren Gardenia, die Fledermaus, die sich an dem Musseline der Vorhänge festhaften wird, die untertänige Kröte, die sich unter der Schwelle plattdrücken wird, und auch derjenige, der mich nicht verläßt, der über den Rest meines Lebens wacht und für den ich schlaflos meine Augenlider geschlossen halte, um ihn besser zu sehen . . .

Ende.

THE HISTORY OF THE
CITY OF BOSTON
FROM THE FIRST SETTLEMENT
TO THE PRESENT TIME
BY
JOSEPH NEASE, JUNR.
OF THE SABBATH SCHOOL.
BOSTON: PUBLISHED BY
JOSEPH NEASE, JUNR.
AT THE SABBATH SCHOOL.
1837.

VERLAG VON G. GRIMM IN BUDAPEST.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

KULTURMENSCHEN

ROMAN

VON

CLAUDE FARRÈRE.

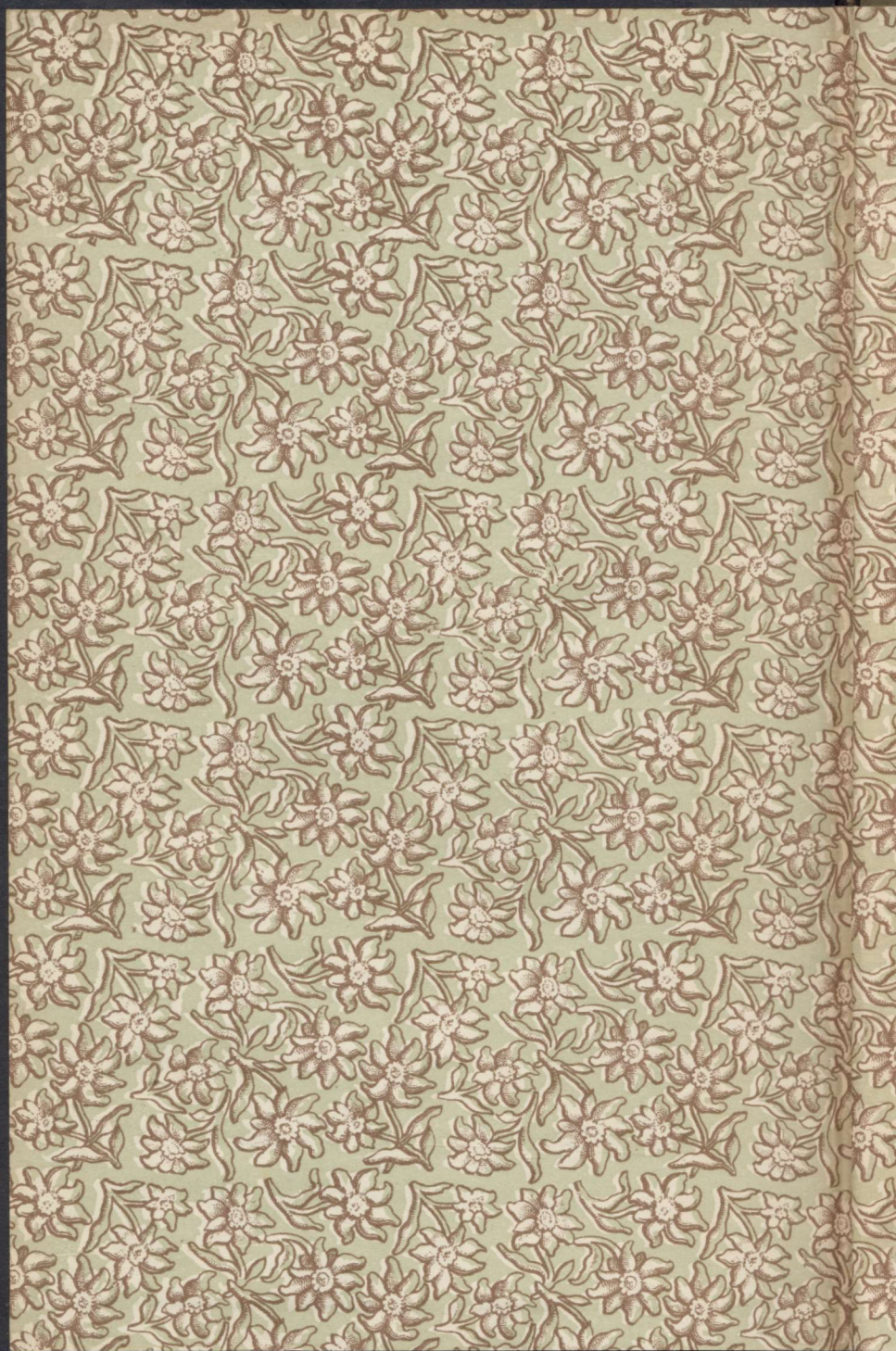
AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG.

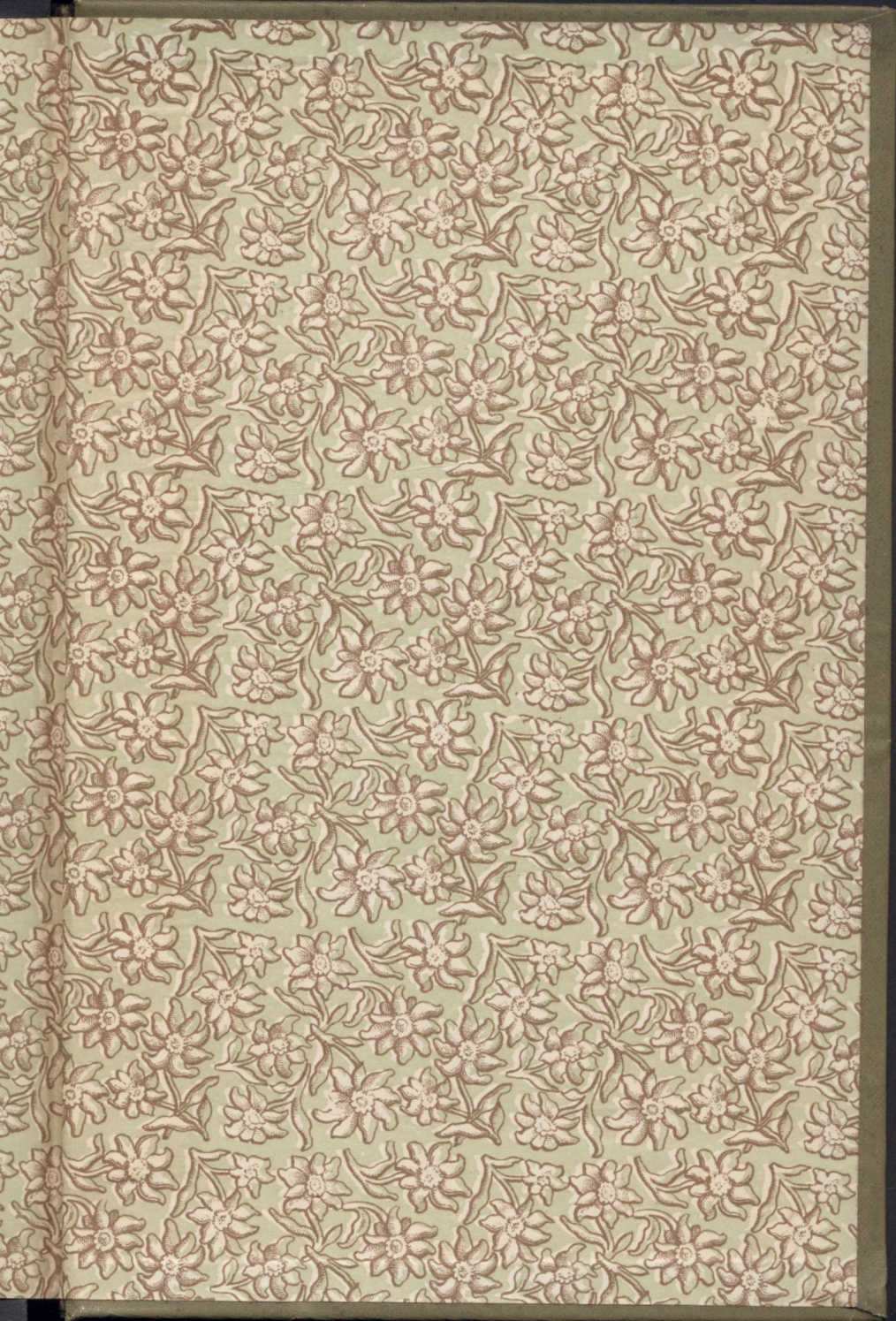
VON DER GONCOURT-AKADEMIE
MIT DEM PREISE VON 5000 FRANKEN
AUSGEZEICHNET.



3 Kronen 60 Heller = 3 Mark.











WILLY



ANNIES
GESTÄND-
NISSE

